Nr. 127 — Jahrgang 19 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 4. Juni 1933

Volkswille

zugleich **Volksstimme** für Bielitz

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Geschäftsstelle der „Volksstimme" Bielsko, Republikanska Nr. 41. — Telefon Nr. 1294

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 6. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). — Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschluß: Geschäftsstelle sowie Redaktion Nr. 2097

Enttäuschung über den Viermächtepakt

Die Unterzeichnung hinausgeschoben — Frankreichs neue Bedingungen — Ablehnung durch Italien — Ein wertloser Vertrag?

Berlin. Der Viererpakt ist Freitag noch nicht paraphiert worden und wird es vermutlich nach Pfingsten auch nicht mehr werden, weil von französischer und italienischer Seite im letzten Augenblick noch Abänderungsvorschläge eingebracht worden sind. Die Schwierigkeiten kommen, ebenso wie auf der Abrüstungskonferenz, von Frankreich, das neue Bedingungen gestellt hat, um die Möglichkeit einer Revision der Friedensverträge im Rahmen des Viererpaktes zu verhindern, obwohl sie schon nach den letzten Vereinbarungen so gering geworden ist, daß sie praktisch fast ohne Bedeutung ist. Auch hat Frankreich eine weitere Verschärfung der Bestimmungen über den aus dem Völkerbundspakt übernommenen Sanktionsartikel gefordert. Endlich möchte es auch noch die letzten Andeutungen der faktischen Gleichberechtigung Deutschlands ausgemerzt wissen wollen. Gegen alle diese Forderungen hat Mussolini, der Vater des Paktplanes, sich ablehnend verhalten, sodaß Deutschland einstweilen noch nicht gewillt ist, seinen Protest anzumelden. Daß es sich den französischen Zumutungen nicht fügen kann, ist selbstverständlich.

Ehrenrettung Macdonalds-Mussolinis?

Der Viermächtepakt nur ein Bluff.

London. Der sozialistische „Daly Herald" beschäftigt sich unter dem Titel **„Der Viererpakt ist gegenwärtig nur ein Bluff, der zwar paraphiert, aber nicht unterschrieben wird"** mit dem Gang der Verhandlungen über den Abschluß des Mussolini-Macdonaldplanes. Das Blatt schreibt, daß die Komödie über den Viererpakt weiter andauern kann, wenn jetzt auch wieder einmal die Paraphierung auf unbestimmte Zeit vertagt sei und erst nach Pfingsten fortgesetzt wird. Man hat seine Schlußredaktion bereits für Freitag erwartet, nun sind neue Schwierigkeiten entstanden, die kaum behoben werden könnten. Wie oft sich das Spiel noch wiederholen wird, ist unbekannt. Aber selbst, wenn dieser Pakt zustande kommt und unterschrieben wird, so ist er doch eine große Komödie, ein Bluff für das ganze Europa, um die öffentliche Meinung zu täuschen. Es ist heute schon ziemlich sicher, daß er niemals von allen vier Mächten unterzeichnet und ratifiziert wird, weil seine Bindungen den Interessen der Mächte zuwiderlaufen. Sein Zustandekommen bedeute also nichts und gebe keine praktischen Folgerungen, aber es erweckt immer mehr den Anschein, daß die Diplomatie alles versuche, um mit diesem Pakt eine Ehrenrettung der Schöpfer dieses Paktes, der Premiers Macdonald und Mussolini, die beide auf ihr Werk sehr stolz seien, zu vollziehen.

In diesem Zusammenhang sei auch der Widerspruch im Kabinett Macdonald zu erwarten, der jetzt sogar zur Demission des englischen Außenministers führen kann, nachdem Macdonald selbst im Oberhaus von seinem früheren Parteifreunde Snowden angegriffen worden ist, der ihn der Unfähigkeit und Weltfremdheit beschuldigt, wenn es sich um internationale Fragen handelt. Bekanntlich forderte Snowden, daß Macdonald nicht der Weltwirtschaftskonferenz präsidieren soll.



Ernste Meinungsverschiedenheiten im englischen Kabinett

Sir John Simon, der englische Außenminister, soll mit seinen Kabinettskollegen in Zerwürfnis geraten sein, da er seinen Standpunkt, daß Fluggzugbombenangriffe generell zu verbieten seien, im Kabinett nicht durchfechten konnte. Trotz mehrfacher Ankündigungen trat er darum die Reise nach Genf nicht an und wird sich auf der Abrüstungskonferenz vertreten lassen. Gerüchte sprechen sogar davon, daß er vor dem Rücktritt stehe.

Inflationsgefahr vermieden?

Das Ergebnis der Gläubigerberatungen — Hoffnungen auf die Weltwirtschaftskonferenz

Berlin. Ueber die Transfer-Verhandlungen, die während der letzten Tage in Berlin stattgefunden haben, macht die Reichsbank folgende Mitteilung:

Auf Einladung der Reichsbank haben in den letzten Tagen in Berlin Besprechungen stattgefunden mit Vertretern der verschiedenen Gruppen der deutschen Auslandsgläubiger über die Transferfrage. Die Reichsbank hat umfangreiches Material über den deutschen Außenhandel und über die Devisen- und Schuldenlage vorgelegt. Die Vertreter der Gläubigergruppen haben ihrerseits, ohne selber irgendwelche Vorschläge zu machen, Tatsachen vorgetragen, die sich aus ihrer jeweiligen Lage ergeben, um bei den deutschen zuständigen Stellen über die Auswirkung irgendwelcher Einschränkung des Transfers gegenüber den vollen Schuldverpflichtungen das richtige Verständnis herbeizuführen.

Das Ergebnis der Aussprache war allgemeine Uebereinstimmung darüber, daß die der Reichsbank noch zur Verfügung stehenden freien Gold- und Devisenreserven einen solchen Tiefstand erreicht haben, daß bei weiterem Rückgang die volle Wirksamkeit der Reichsbank als zentrales Notenbankinstitut beeinträchtigt werden müßte, und daß es wünschenswert ist, diese Reserven schrittweise zu erhöhen, um dadurch die Reichsbank zu unterstützen in ihren erfolgreichen Bemühungen, die Stabilität der deutschen Währung fortzuführen.

Irgend welche Vereinbarungen zur Sicherung der deutschen Währung sind nicht getroffen worden. Im Verlauf der Aussprache sind alle Hoffnungen auf kommende Beschlüsse der Weltwirtschaftskonferenz gesetzt, die eine Entspannung noch für den deutschen Exporthandel bringen soll, wodurch der Devisenzufluß ermöglicht wird.

Die Bernheim-Beschwerde nochmals vor dem Rat

Das Beschwerderecht zugestanden.

Genf. Das Juristenkomitee, welches die Beschwerde des jüdischen deutschen Staatsbürgers Bernheim auf ihre Zuständigkeit hin überprüfen sollte, nachdem deutscherseits gegen diesen Rechtstitel Verwahrung eingelegt worden ist, hat jetzt seine Entscheidung dahin gefällt, daß die Beschwerde Bernheims im vollen Umfange zur Behandlung gelangen wird. Es hat die deutschen Einwände gegen die Behandlung dieser Beschwerde abgelehnt. Die Frage wird also am Dienstag nochmals Gegenstand der Behandlung auf dem Völkerbundsplenum sein. Deutschland bestreitet das Recht Bernheims, sich als Auftraggeber der jüdischen Minderheit auszugeben und in ihrem Namen eine allgemeine Beschwerde über die Behandlung der Juden zu führen. Es wird deutscherseits darauf hingewiesn, daß Bernheim erst, vor nicht zu langer Zeit, nach Oberschlesien kam und daß er nicht gebürtiger Oberschlesier sei. Das Juristenkomitee stellt sich indessen auf den Standpunkt, daß, gemäß der Genfer Konvention, Minderheit ist, wer sich zur Minderheit zählt oder bekennt, ein Standpunkt, der früher gerade in oberschlesischen Beschwerden deutscherseits wiederholt vertreten wurde.

Fest der Begeisterung!

Nach religiösen Ueberlieferungen soll Pfingsten als das Fest der Begeisterung gefeiert werden. Die Legende erzählt, daß der „heilige Geist" den Jüngern Christi in Gestalt feuriger Zungen erschien, um sie zu erleuchten, in allen Sprachen die Lehren des Erlösers zu verkünden und sie in alle Welt zu tragen. Dieser Offenbarung entsprechend übernahmen die Getreuen die Botschaft und wirkten für ihre Lehre, die der Menschheit neues Heil aus irdischem Dasein verheißen sollte. Und dieser Tradition ist die Kirche treu geblieben, wenn sich auch Form und Inhalt wandelten und schließlich die Nachfolger recht bald mit den Mächtigen der Erde ihre Aussöhnung fanden, nur der Geist blieb, der noch der Erlösung wartet. Die Lehre ist den damaligen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen entsprungen, und wenn wir die Legenden oder Evangelien deuten wollen so können wir zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß der große Nazarener, der sich Gottes Sohn nannte, ein Rebell gegen die damaligen Zustände war. Seine Predigten und Aufklärungen waren nichts anderes, als die Verurteilung der damaligen Zustände, unter denen die breiten Massen litten und da man weder technische, noch wissenschaftliche Erkenntnisse für die damaligen Wirtschaftsformen kannte, so beschränkte sich der Künder einer besseren Zukunft, die aus Not und Unterdrückung führt, eines Jenseits, während die kommenden Religionsdogmatiker hieraus schließlich den Himmel interpretierten. Aber der Inhalt der Lehre bleibt, daß Christus etwas Besseres dem damaligen Zustand entgegenstellte und dafür von den Mächtigen seiner Zeit den Todesweg gehen mußte.

Wieviel von dieser Ueberlieferung Wahrheit ist, was die Legende zugebildet hat und menschliche Phantasie zudichtete, zu untersuchen, ist wohl überflüssig. Aber so wenig man vom Buch der Bücher, Bibel genannt, behalten will, eines ist gewiß, daß auch aus der Lehre des großen Rebellen der innere Freiheitsdrang, die Befreiung aus politischer und wirtschaftlicher Not, die Triebkraft seines Handelns ist, daß dieser Bessergestaltung Widerstand geleistet wird und der Rebell am Kreuze stirbt. Dieser Freiheitsdrang ist den Völkern nie ganz vernichtet worden, und er fand in der modernen Arbeiterbewegung seine Auferstehung nachdem sich wohl alle, selbst reformierte, Religionssekten, immer den Machthabern dieser Erde angeschlossen haben, und es dem Marxismus vorbehalten blieb, der breiten Masse unterdrückter Arbeitssklaven ein neues Ziel zu weisen, die Lehren des großen Nazareners zu verwirklichen und im Sozialismus das große Ziel der Befreiung der Menschheit aufzuweisen. Gewiß, die Religionsdogmatiker werden von einer solchen Schlußfolgerung ihrer Lehren sehr wenig erbaut sein, denn es war immer viel einfacher, sich den Machthabern, den Gewaltigen dieser Erde, anzuschließen, als verpönten Ideen nachzujagen, die die Träger naturgemäß in Konflikt mit der bestehenden Gesellschaftsordnung brachte und schließlich auch Verfolgungen und Strafen nach sich zogen. Da ist es schon besser, von den Brocken der Reichen zu zehren und den Gläubigen erst nach dem Tode ein sorgenfreies Dasein zu sichern.

Es mag ja, nach Begriffen der bürgerlichen Spießer, vermessen erscheinen, heute zwischen Christentum, als dessen Festzeugnis ja Pfingsten zu gelten habe, und der aufstrebenden, sozialistischen Bewegung zu vergleichen. Und heut vielleicht noch gewagter, wo sich eine ganze Welt in Bewegung setzt, um die Menschheit vom Klassenkampf des Marxismus zu befreien, wo wenig feste Charaktere die Farbe wechseln, um nur bei den neuen Gebietern in bester Erinnerung zu bleiben. Beim Studium der Geschichte wird man vielfach auf Vergleiche der Agitation stoßen, die dem Christentum und dem Sozialismus eigen sind, nur wollen gerade die echtesten Anhänger beider Bekenntnisse nichts davon wissen, daß es je vereinbar sei, Sozialist und Christ zugleich zu sein. Hier gibt es nach den Enzykliken der Päpste, keinen Ausgleich, wenn man auch sonst sogar marxistische Staatsmänner segnete, wenn sie zufällig am Ruder waren und der Kirche irgendwie dienlich sein konnten. Denn Geld und Erdenschätze hat die gleiche Kirche nie verpönt, kämen sie von Christen oder Atheisten, und man hat sogar den großen Lateranpakt mit dem Faschismus geschlossen und im Kriege die Waffen gesegnet, obgleich es eine Religion des ewigen Friedens sein soll und das Wort „Frieden" und „Du sollst nicht töten", das Gebot der Liebe, den tiefsten Sinn dieser Weltanschauung bilden. Wir Sozialisten haben

beschränkt, den Armen und Unterdrückten erst nach dem Tode, sondern schon in diesem Erdendasein, eine bessere Zukunft zu bieten. Und wie immer die Gegner ihr Urteil über uns fällen, eines werden sie uns zugestehen müssen, daß es der sozialistischen Arbeiterbewegung gelang, die Massen aus ihrem Schlaf emporzureißen, ihnen eine neue Zukunft zu weisen, in der es keine Unterdrücker und keine Unterdrückten geben wird.

Nicht aus Festen und Erinnerungen, sondern aus dem politischen und wirtschaftlichen Dasein heraus, ist ein besseres Morgen zu erobern. Darum war der Kampf der sozialistischen Bewegung zwangsläufig nicht ein Vertrösten, sondern ein Vorwärtsdrängen, ein Kampf, der aus der jeweiligen Situation heraus nur ein Klassenkampf sein konnte, gegen den man so ununterrichtet ankämpft, um ihn auf Schritt und Tritt in um so schärferer Form zu betreiben. Zu Kämpfen ist aber Begeisterung notwendig und Wissen, denn nur durch Vermittlung dieser Gaben ist Erkenntnis in den Massen zu erzwingen und sie zu Taten anzuspornen. Darum kennt auch die Legende die „Ausgießung des heiligen Geistes“ an die Jünger der neuen Lehre, die eben zwangsläufig ihre Agitatoren wurden. Da sie nun der Unbill ihrer Zeit ausgesetzt waren, war eben Begeisterung notwendig, um auch bei der Idee auszuhalten. Diese Begeisterung und der tiefverwurzelte Glauben ist auch unserer Zeit notwendig, wenn die große Befreiungsidee verwirklicht werden soll. Unsere Zeit kennt aber nur einen Apostel, das ist der Nationalist, während das Christentum, eben seiner Daseinsform nach, nur international sein konnte. Gewiß kann man diese Ausführungen als Geschichtsklitterungen bezeichnen, während sie doch nur logische Folgerungen der Evangelien sind. Der Nationalist muß zwangsläufig ein beschränktes Wesen bleiben, kann naturgemäß nur Gewalt und damit Krieg predigen, um andere zu unterjochen und auszubeuten. Der Sozialismus, als Vollstrecker der Idee der Menschheit und ihres Freiheitsziels, muß international sein, weil, alle Brüder gleichwertig, die gleichen Existenzberechtigungen haben. Nun hat der Nationalismus in seiner landläufigen Form versagt, und der Sozialismus ist unaufhaltsam vorwärts geschritten. Um nun die Menge für ein neues Ziel zu begeistern, stahlen die Nationalisten dem Sozialismus seinen Wirklichkeitstrieb und nennen sich jetzt Nationalsozialisten, um die Welt in ihrer Idee gleichzuschalten, also, der Freiheit ein Zuchthaus zu schmieden. Und weil sie selbst nur mit mit Phrasen operieren, deshalb haben sie dem Marxismus den Vernichtungskampf angekündigt, ohne zu merken, daß sie nur Vollstrecker einer Idee, des Bolschewismus in nationalistischer Form, sind.

In der Stunde bitterer Enttäuschungen kommt die Selbstbesinnung, daß Glaube und Begeisterung der sozialistischen Idee vielfach gefehlt haben, daß man sich in dem bürgerlichen Staat mit seinen Lebensformen zu wohl gefühlt hat, die Demokratie als Selbstzweck zu Posten und Anstellungen benutzte und das große Ziel der Befreiung als ein Hineinwachsen in den Staat mit dem Stimmzettel betrachtete. Der Parlamentarismus ist geistlos geworden und hat sich in endlosen Diskussionen verlaufen, während die Massen immer mehr unter dem Joch des Kapitalismus verkamen, der durch seine verfehlten Methoden diese Weltwirtschaftskrise verursachte, die Arbeitslosigkeit schuf, die die bürgerliche Welt zum Absturz bringen wird. Seit vier Jahren rettet man diesen bürgerlichen, kapitalistischen Zustand, immer in der Hoffnung, daß es doch gelingen werde, in die früheren Formen zurückzukommen. Da nun dieser verfemte Marxismus eine neue Welt- und Gesellschaftsordnung predigt, deshalb schuf man sich den Faschismus, der die Ideale der sozialistischen Arbeiterbewegung vernichten soll. Gerade am Fest der Begeisterung ist es unsere Aufgabe, daran zu erinnern, daß der proletarische Kampf nicht ohne Glauben an die Zukunft, nicht ohne Begeisterung, auszutragen ist. Wir führen einen politischen Kampf, um die Eroberung der Macht und dazu ist Begeisterung und Opfermut notwendig, in Erinnerung an jene, die vor Jahrhunderten den gleichen Weg zur Menschheitsbefreiung gegangen sind. Dem Sozialismus gehört, trotz aller Anfeindungen, die Zukunft, die Arbeiterklasse hat es in der Hand, morgen schon die Macht zu ergreifen, wenn sie es will und einen Gesellschaftszustand zu schaffen, aus dem Not und Elend verbannt sind. Darum mit Begeisterung neuen Kämpfen entgegen, die Herzen und die roten Banner hoch, die eine neue Welt verheißen und der Menschheit Frieden, Brot und Freiheit bringen. Das sind unsere Pfingstforderungen, der Sozialismus als Lebensform.

—ll.

Ein neuer Rettungsplan Amerikas

Versuche allgemeiner Devisendeckung.

Neuyork. „Neuyork Times“ meldet aus Washington, daß Präsident Roosevelt einen Plan habe, den die Vereinigten Staaten auf der Weltwirtschaftskonferenz zur Sprache bringen wollten. Danach soll unter Zusammenwirken der verschiedenen Zentralbanken eine allmähliche Wiederverteilung des Goldes über die ganze Welt vorgenommen werden.

Amerika tritt für eine Beschränkung der Edelmetalldeckung auf 25 Prozent des Notenumlaufes ein, und zwar sollen davon 20 Prozent in Gold und 5 Prozent in Silber bestehen.



Frankreichs neuer Botschafter in Rußland

Alphand, bisher diplomatischer Vertreter Frankreichs in der irischen Hauptstadt Dublin, wurde zum Botschafter in Moskau ernannt

Und der Marxismus lebt doch

Uebergang zur illegalen Agitation — Haussuchungen, Beschlagnahmen und Massenverhaftungen dauern an

Berlin. Trotz den außergewöhnlich strengen Maßnahmen, mit denen die amtlichen Stellen seit vier Monaten die geheime Agitation der Gegner des gegenwärtigen Regime bekämpfen, dauert die unterirdische Tätigkeit in Deutschland an. Diese Tatsache kann wenig überraschen, bedenkt man, daß Millionen von Angehörigen der marxistischen Parteien heute keine andere Möglichkeit besitzen, ihre abweichende Auffassung kundzugeben. Die ständig durchgeführten Polizeiaktionen zeigen,

daß die unterirdische Tätigkeit der überzeugten Linksmänner sich den neuen Umständen angepaßt hat und durch ihre Beweglichkeit die polizeilichen Nachforschungen sehr erschwert.

In der Nacht zum Freitag wurden an drei verschiedenen Berliner Stellen polizeiliche Nachforschungen durchgeführt. Wie der amtliche Bericht besagt, schloß die Aktion erfolgreich, denn es wurde eine große Menge von Druckschriften, Pamphlets, Vervielfältigungsmaschinen und auch von Waffen gefunden. In Spandau wurde ein kommunistisches Versteck aufgefunden und mehrere Personen verhaftet.

*

Recklinghausen. Im Bereich der Staatspolizeistelle Recklinghausen wurden in Westerholt, Recklinghausen und Selm große Mengen Waffen und Munition beschlagnahmt. **Insgesamt wurden 76 Kommunisten verhaftet.** Es wurde festgestellt, daß noch in jüngster Zeit von dem illegalen Rotfrontkämpferbund militärische Uebungen abgehalten worden sind. Auch hat die Staatspolizei in Selm einen Geheimschlüssel entdeckt, durch den innerhalb der KPD. ein hervorragender Nachrichtendienst über die Polizei und die nationalen Verbände sowie die jeweiligen Gefahren für die KPD. unterhalten wurde.

In der Berliner Kolonie Felseneck ist ein kommunistisches Waffenlager größeren Ausmaßes ermittelt worden, u. a. ein Maschinengewehr, etwa 50 Karabiner, Munition, Hieb- und Stichwaffen.

*

Breslau. Der Politischen Polizei ist es wiederum gelungen, gegen **kommunistische Zersetzungsarbeit** erfolgreich vorzugehen. Schon seit längerer Zeit wurde eine kommunistische Zeitschrift „Komet“ verbreitet, deren Ursprung nicht festzustellen war. Aber die langen Ermittlungen wurden von Erfolg gekrönt. Es wurde bekannt, daß bei Brieg Kommunisten regelmäßige Zusammenkünfte veranstalten. Eine Razzia überraschte die Versammlung und nahm 9 Kommunisten fest. Bei der Durchsuchung des Geländes wurde wertvolles Material gefunden, so auch eine Druckmaschine, die sorgfältig in der Erde vergraben war. Mit dieser Maschine wurde die Druckschrift „Komet“ hergestellt. Außerdem wurden noch zahlreiche Waffen beschlagnahmt.

*

Erfurt. Im Laufe der von der Politischen Polizei durchgeführten planmäßigen Säuberung der Stadt von marxistischen und kommunistischen Elementen, besetzten gegen 4 Uhr früh 200 Mann Schutzpolizei und 65 Kriminalbeamte, die in Erfurt-Nord gelegene Tiergartensiedlung. Man fand und beschlagnahmte eine größere Anzahl von Schuß- und Hiebwaffen. Weiter verfielen 7 Zentner marxistisch-kommunistischer Druckschriften, darunter eine größere Menge **hochverräterischen** Materials der Beschlagnahme.

Efferoth und Bauknecht

Zwei Entlassungen aus der Schutzhaft

Köln. Redakteur Efferoth von der „Rheinischen Zeitung“, der am 9. März zusammen mit Sollmann im Braunen Hause zu Köln stundenlang mißhandelt worden ist und seitdem in Schutzhaft saß, ist vor einigen Tagen freigelassen worden. Er darf sich aber nicht in Köln aufhalten und hat einstweilen seinen Wohnsitz in Mitteldeutschland genommen. Auch der frühere Kölner Polizeipräsident Bauknecht, der zusammen mit Efferoth in Wittlich saß, ist seit einigen Tagen in die „Freiheit“ des Dritten Reiches zurückgekehrt.



Darf Trotzki nach Rußland zurückkehren?

Leo Trotzki, der berühmte Führer der russischen Revolution, der seit seinem großen Konflikt mit dem „Roten Zaren“ Stalin in Stambul in der Verbannung lebt, soll jetzt nach Rußland zurückkehren dürfen. Allerdings dürfte ihm die Bedingung gestellt werden, sich jeder politischen Tätigkeit zu enthalten.

Löbe gegen Stampfer?

Welche Nachrichten sind nun erzwungen?

Berlin. Der jetzt im Auslande befindliche frühere „Vorwärts“-Redakteur, Stampfer, hatte in der ausländischen Presse die Behauptung verbreitet, die sozialdemokratische Fraktion habe im Deutschen Reichstag nur „gezwungen“ der Regierungserklärung zugestimmt. Demgegenüber hat Löbe dem Preußischen Innenministerium erklärt, daß er als Verhandlungsleiter der Fraktionssitzung der SPD. diese **Veröffentlichung Stampfers nicht billige** und erkläre, daß die Entschließung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion **ohne Zwang aus sachlichen Erwägungen erfolgt sei.**

Die Wiener „Rote Fahne“ eingestellt

Wien. In der Redaktion der „Roten Fahne“ und in deren Druckerei fand sich in der Nacht auf den 31. Mai eine amtliche Kommission ein und gab dem Herausgeber und dem verantwortlichen Redakteur des Blattes das Verbot der Herausgabe der „Roten Fahne“ bekannt. Das Verbot wurde mit der Einstellung der Tätigkeit der kommunistischen Partei in Oesterreich begründet. Die Einwendung, daß die gegenwärtige „Rote Fahne“ nicht das Organ der kommunistischen Partei, sondern Privateigentum sei, nahm die Kommission nicht zur Kenntnis, sie leitete gegen die verantwortlichen Persönlichkeiten sofort die Untersuchung ein und vernichtete vor ihrem Weggehen die zum Druck vorbereiteten Druckplatten der „Roten Fahne“, so daß das Blatt am 31. Mai früh nicht erscheinen konnte. Dann nahm die Polizei im kommunistischen Verlag und im Bücherverlag im neunten Wiener Bezirk Durchsuchungen vor.

Eine polnisch-tschechische Annäherung

Minister Beck reist nach Prag — Benesch kommt nach Warschau

Prag. Der ständige Rat der Kleinen Entente befaßte sich ausführlich mit dem Verhältnis der Kleinen Entente zu Polen und Sowjet-Rußland. Im Zusammenhang damit veröffentlichen die sonst gut informierten „Lidowe Noviny“ ein Kommentar zu der bevorstehenden polnisch-tschechischen Annäherung. Das genannte Blatt führt aus, daß noch im Laufe dieses Jahres zwischen Polen und der Tschechoslowakei zu einem Freundschaftsbündnis, im Sinne der Ankündigung des Außenministers Benesch, kommen wird. Wohl ist heute der Termin der Ministerbesuche in Prag bezw. Warschau noch nicht bekannt, aber der Besuch des polnischen Außenministers Beck in Prag ist zu erwarten. Minister Benesch würde dann in Warschau einen Gegenbesuch machen. Alle Pläne unserer Gegner, die von Gegensätzen zwischen den beiden Nationen zu erzählen wissen, werden sich nicht verwirklichen und die polnisch-tschechische Annäherung nicht verhindern können.

Weiter hat der ständige Rat der Kleinen Entente, den Wunsch ausgesprochen, daß die Verhältnisse zwischen der Kleinen Entente und Sowjet-Rußland im freundschaftlichen Sinne geregelt werden müssen. Die bisherigen Annäherungsversuche werden eingehend besprochen und ausgedrückt, daß die Kleine Entente mit Sowjet-Rußland solche Verhältnisse wünscht, wie sie zwischen Polen und Sowjet-Rußland bestehen.

Vier Todesurteile im Altonaer Blutsonntagsprozeß

Altona. In dem Prozeß vor dem Altonaer Sondergericht über die blutigen Vorfälle am 17. Juli 1932 wurde das Urteil gesprochen. Das Sondergericht verurteilte die vier Angeklagten Luetgens, Tesch, Wolff und Möller wegen gemeinschaftlichen Mordes, die drei letztgenannten außerdem wegen Landfriedensbruches und Aufruhrs, zum Tode.

Die Angeklagten Wendt und Diehl erhielten je zehn Jahre, Kuhlmann sieben Jahre, Luehnstaeden und Uhle je fünf Jahre, Jakob dreieinhalb Jahre Zuchthaus, sämtlich wegen Beihilfe zum vollendeten Mord und wegen Landfriedensbruches und Aufruhrs. Drei Angeklagte wurden freigesprochen.



Das Ehepaar Mollison-Johnson unternimmt einen doppelten Ozeanflug

Der englische Flieger Mollison und seine Gattin, die Baby-Fliegerin Amy Johnson, wollen am Montag nach Pfingsten zu einem Non-Stop-Flug von London nach New York und zurück starten. Die Gesamtstrecke des Fluges beträgt etwa 9000 Kilometer.

Die Gemeinschaft der Kreatur

Willst du wahren Pfingstgeist atmen,
mußt du über Felder gehn.
Wo die Wolken dich umwittern,
Wald und Wiesen stumm erzittern
und im Zwang der Säfte stehn.

Laß dich von der Kraft durchfluten,
die in allen Poren webt.
Alle Keime, alle Zellen,
sieh sie bauen, drängen, schwellen,
sieh, wie alles zeugend bebt.

Jede Kreatur ist göttlich,
ist erfüllt vom heiligen Geist,
der in Mensch, Tier, Baum und Blume,
ja der kleinsten Ackerkrume
die Gemeinschaft Aller preist.

Julius Zerfaß.



Pfingsten

Die Feiertage spielen im menschlichen Leben zweifellos eine große Rolle und offen gesagt, freuen sich alle arbeitenden Menschen auf die Feiertage. Das liegt schon in der Natur der Sache. Der arbeitende Mensch freut sich schon deshalb auf die Feiertage, weil er wenigstens für kurze Zeit, den grauen Alltag von sich abschütteln kann, oder er kann ausruhen. Der arme Mensch freut sich noch deshalb auf die Feiertage, weil er gewöhnlich an den Feiertagen bessere Speisen vorgesetzt bekommt. Die allergrößte Freude an den Feiertagen haben zweifellos die Kinder, denn sie haben schulfrei, bekommen ein besseres Essen und nicht selten neue Kleider. Allerdings ist das in der Krisenzeit anders geworden, aber selbst der Flaps in den Armenküchen ist an den Feiertagen etwas besser als sonst .

Doch ist ein Unterschied zwischen den einzelnen Feiertagen und die Pfingstfeiertage, sind am schlechtesten daran. Zu den Weihnachtsfeiertagen wird mehr „gerüstet“ als zu den Osterfeiertagen und zu den Osterfeiertagen wieder mehr als zu den Pfingstfeiertagen. Gewiß hat der Winter Vieles an sich und der Weihnachtszauber, bezaubert alt und jung, obwohl der Winter ein rauher Gesell ist. Dieser Zauber lebt eigentlich in uns, in unserer Einbildungskraft und in den alten Ueberlieferungen, die wir von unseren Vorfahren geerbt haben. Der Mensch läßt sich gerne bezaubern, in dem guten Glauben, daß sich vielleicht doch der Zauber einmal verwirklichen kann.

Die Osterfeiertage lassen uns wieder hoffen und jeder Mensch hofft gerne, hofft sein ganzes Leben lang. Bei manchen gehen die Hoffnungen in Erfüllung, aber ihre Zahl ist verschwindend klein, während die anderen vergeblich gehofft haben. Nur die Pfingstfeiertage bringen uns weder den Zauber noch die Hoffnung. Dafür bringen sie uns etwas anderes und das ist der Zauber der Natur. Es sind das die schönsten Feiertage, die sich der Mensch nur wünschen kann, denn an diesen Feiertagen ist überall schön. Selbst auf dem Misthaufen ist es in dieser Zeit schön u. dafür sorgt die Natur. Die Menschen empfinden auch diese Schönheit, denn die Pfingstfeiertage werden im Gegensatz zu den Weihnachten und Ostern, nicht in der Wohnung, sondern draußen gefeiert. Alles was noch laufen kann, zieht hinaus ins Freie, um die Schönheit, die in ihrer Frische und Jungfräulichkeit vor und steht, zu genießen. Alt und jung freut sich über das frische Grün, über den Blumenreichtum, über das Leben, das zum Teil unsichtbar in den Bäumen und Sträucher pulsiert. Ueberall ist Leben und dieses Leben fühlen wir und freuen uns darüber.

Die Kirche spricht vom „heiligen Geist“, der die Menschen an diesen Feiertagen „erleuchten“ soll, beziehungsweise „erleuchtet“ hat. Die Natur ist gut u. schön, aber der angeblich „erleuchtete Mensch“ ist schlecht, hinterlistig und tückisch. Einer reißt das Brot dem anderen aus der Hand. Wenn er wenigstens hungrig wäre, so könnten wir das noch verstehen und entschuldigen, aber die größten Räuber sind nicht die Hungrigen, sondern die Satten und die Reichen, also die „Erleuchteten“, die das Brot monopolisiert haben, die die Wissenschaft monopolisiert haben und die den Reichtum vor den Armen und Hungrigen einsperren und bewachen lassen. Sie sind „erleuchtet“, weil sie verstanden haben, die Macht in ihren Händen zu konzentrieren und ihre Mitmenschen ihrem Reichtum zu unterordnen. Nur die große Menschenmasse ist unerleuchtet geblieben, denn sie zerfleischt sich gegenseitig. Ein typisches Beispiel haben wir an Deutschland, wo arme Proletarier mißhandelt, ihrer Existenz und Menschenwürde beraubt werden. Leider sind es auch arme Proletarier, die sich da von den Machthabern gegen ihre eigenen Brüder mißbrauchen lassen. Ueber diese armen Opfer der Ausbeutung und des Mißbrauches müßte der „heilige Geist“ kommen und sie „erleuchten“, damit sie endlich sehen und hören was die Uhr geschlagen hat. Ueber die geknechtete Menschheit möge einmal der „heilige Geist“ kommen und sie erleuchten, damit sie die Wahrheit erkennen, wo der Freund und wo der Feind steht. Aber der „heilige Geist“ wird über sie mit den Feuerflammen nicht kommen und er wird sie auch nicht erleuchten. Sie müssen selbst diese Arbeit besorgen, müssen die irrenden Proleten belehren, aufklären und erleuchten, daß ihr Platz nicht im Lager der Besitzenden, sondern im Lager der Geknechteten, ist. Die proletarische Einigkeit und Solidarität macht stark, aber diese Einigkeit muß in einer Front gegen die Reichen und Besitzenden stehen und diese Front heißt Sozialismus.

Die Arbeiterschaft und die Feiertage

Die Zahl der Zwangsfeiertage in der Schwerindustrie — 150000 Arbeiter feiern ununterbrochen
Die Freude des Arbeitslosen über die Zuweisung zur Arbeit — Die Arbeiter wollen arbeiten

Die Frage, was die Arbeiter über die Feiertage denken, kann nicht mit einigen Worten abgetan werden. Es handelt sich zuallererst um die politische Gesinnung der Arbeiter und dann um die Verhältnisse in welchen der Arbeiter lebt. Der oberschlesische Arbeiter ist fromm, denn er läuft gerne in die Kirche. Dort holt er sich den „Geist“, der ihn „erleuchtet“ und hat für die Kirche weit mehr Verständnis als für seine eigenen Klasseninteressen. Viele fromme Arbeiter behaupten sogar,

daß es keine Klassen gebe und logischer Weise kann es auch keinen Klassenkampf geben.

Es ist nur eine Klasse da, mit dem Pfarrer an der Spitze, der seine Herde weidet. Wenn es dem Kapitalisten gut und dem Arbeiter sehr schlecht geht, so ist der Arbeiter daran schuld, weil er nicht genügend fromm ist und so zum Gott halte, wie das die „heilige katholische Kirche“ befiehlt. So hat der „heilige Geist“ den oberschlesischen Arbeiter „erleuchtet“ und so spricht er. Mit dieser Sorte von Menschen einen Kampf um Arbeiterrechte zu führen, ist nicht leicht, denn sie sind kampfunfähig. Diese Masse können der Pfarrer und der Kapitalist ketten, wie ihnen das gefällt, den Feind sehen sie in der

aufgeklärten Arbeiterschaft,

die sich vergeblich bemüht, den

Rest der Arbeitereroberungen vor dem kapitalistischen Anschlag zu bewahren.

Natürlich denken nicht alle oberschlesischen Arbeiter so, wie die Frommen, die sich da freiwillig dem kapitalistischen Diktat unterordnen. Es gibt auch bei uns

aufgeklärte und intelligente Arbeiter,

die da verstehen, daß der liebe Gott dem Menschen den Verstand gegeben hat, damit er davon Gebrauch mache und seine eigenen Interessen wahrnehme. Gerade diese Arbeiter leiden am meisten unter der Einwirkung der Wirtschaftskrise, denn sie leiden für ihre Leidensgenossen, die die Wahrheit nicht erkannt und begriffen haben. Diese Arbeiter denken auch ganz anders über die Feiertage, als ihre frommen Kollegen. Während die Ersteren die Feiertage, als von Gott anbefohlen ansehen, die dazu bestimmt wurden, um den „heiligen Geist“ anzubeten und zu verherrlichen, betrachten die Anderen die Feiertage als ein

Gnadengeschenk der Besitzenden an die Enterbten,

damit sie sich an diesen Tagen der Ruhe widmen können und neue Kräfte für die Sklavenarbeit sammeln. Im Grund genommen, sind die Feiertage dazu bestimmt,

um die Arbeitskraft der Sklaven zu schonen.

Ein rücksichtsloser Kapitalist mißbraucht den Arbeiter. Das ist heute in der Schwerindustrie der Fall. Man hat die Arbeit rationalisiert und zwar zu dem Zwecke, um dem Kapitalisten zu ermöglichen, die Arbeitskraft tunlichst rasch und herzlos auszunützen. Die Maschine kostet Geld, das Arbeitspferd kostet auch Geld, aber der Arbeiter kostet nichts, denn er steht auf der Straße und wartet auf den Wink, um ausgebeutet zu werden. Stellt man ihn ein, so muß man ihn füttern, so wie man die Maschine füttert, die man doch ölen und reinigen muß. Wenn man schon den Arbeiter füttern muß, so will man aus ihm tunlichst viel herausholen, damit der Profit gesteigert wird. Gerade deshalb hat man die Arbeit rationalisiert, damit der Arbeiter für die Fütterung rech viel leistet, damit das Oel rasch bezahlt wird. Ist der Arbeiter abgebraucht, so schmeißt man ihn auf die Halde und nimmt einen anderen.

Diese Ausnützung ist so alt, wie die Menschheit. Da aber die Kirche ewig bestehen will, so mußte sie doch ein wenig Rücksicht auf die Arbeitskraft nehmen und muß sie so gut es geht schonen.

Deshalb hat die Kirche die Feiertage eingeführt, damit der Arbeitssklave an bestimmten Tagen ausruhen kann. Das soll nicht als ein Geschenk an die Sklaven betrachtet werden, denn so weit geht die Einsicht der „heiligen Kirche“ nicht. Sie hat nur an sich selbst gedacht, damit sie ewig bestehen bleiben kann. Deshalb hat sie alle Apostel zu den Heiligen ausgerufen und natürlich eine Anzahl von „Jungfrauen“ auch und an jenen Tagen, an welchen sie geboren bezw. gestorben sind, einen Feiertag eingesetzt und den Sklaven einen Ruhetag gegeben.

Handelt es sich aber um die Großfeiertage, wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, so hat man sich den

alten Gebräuchen angepaßt

und gab den alten Gebräuchen einen neuen Geist, den kirchlichen nämlich und ließ die Sklaven auch feiern. So war es in dem alten und tiefen Mittelalter und so wird es, wenn es sich um die Kirche handelt, auch in der Zukunft bleiben. Allerdings sind Ausnahmen nicht ausgeschlossen und das sehen wir in Deutschland. Hier hat die „heilige Kirche“ den Kapitalisten gewisse Konzessionen gemacht. Während des Krieges und nach dem Kriege war das Angebot viel geringer als die Nachfrage und die Kirche hat die meisten Feiertage auf den Sonntag verlegt, denn so wollten das die Kapitalisten haben und dieser Wille ist für die „heilige Kirche“ maßgebend. Der Arbeitssklave darf keinen Willen haben und hat er welchen, so ist er ein

Staatsaufwiegler,

den man heute als Kommunist bezeichnet.

Der aufgeklärte Arbeiter weiß das alles und gibt sich Rechenschaft über die schlaue Politik der „heiligen Kirche“ und weiß auch was er über die Feiertage zu halten hat. Hat er Arbeit, so freut er sich auf die Feiertage deshalb, weil er ausruhen kann und hat er keine Arbeit, so sind die Feiertage für ihn lästig, lästig deshalb, weil ihm an diesen Tagen seine elende Lage so richtig zum Bewußtsein kommt.

An den Großfeiertagen möchte er sehr gerne für sich persönlich und seine Familienmitglieder etwas besseres vorsetzen, ihnen eine Freude bereiten, aber er kann es nicht.

Er kann den Kindern und der Frau keine Freude bereiten und das schmerzt ihn besonders. Wir können uns in die Lage eines solchen Arbeiters ganz gut hineinfühlen und leiden mit ihm und schämen uns für einen Zustand, den wir zwar nicht verschuldet, aber auch nicht in der Lage waren, dies zu verhindern.

150 000 Arbeiter in unserem Industriegebiet stehen ohne Arbeit, sind hoffnungslos und ohne Zukunft. Alle diese Arbeiter werden diese Feiertage so empfinden, wie wir das geschildert haben. 80 000 Arbeiter sind meistens Kurzarbeiter, die nur wenige Tage in der Woche arbeiten können. Diese Arbeiter werden auch morgen keine Freude an den Feiertagen finden. Sie sind die

Ausgestoßenen aus der „menschlichen Gesellschaft“,

sie werden morgen ihre Lage als eine Last empfinden. Sie haben nur einen Fluch für die heutigen Zustände, die sie außerhalb der schäbigen Gesellschaft gestellt haben, die für sie als Mitmenschen kein Verständnis gehabt hat. Allen diesen Arbeitern können wir nur zurufen. Kämpft für eine bessere Zukunft! Werdet Sozialisten, marschiert zum Kampfe gegen die Diktatur der Besitzenden und Reichen,

erkämpft Euch die Menschenwürde und Menschenrechte!

Das Jammern hilft hier nichts und die Feiertage sind an unserer unwürdigen Lage auch nicht schuld. Die Schuld liegt ganz wo anders. Schuldig sind wir an unserer elenden Lage, weil wir uns beherrschen und kommandieren lassen.

Wir sind die Masse, wir sind die Macht und wenn wir uns dieser Macht bewußt werden, dann wird sich alles ändern . . .

Der Hungerstreik fortgesetzt

Der am Donnerstag vormittag infolge der Nichtauszahlung des Vorschusses in der Laurahütte ausgebrochene Hungerstreik wurde von der Nachmittags- und Nachtschicht fortgesetzt. Da gestern früh um 6 Uhr noch kein konkreter Bescheid über die Zahlung vorlag, hat die Belegschaft die Arbeit nicht aufgenommen und war entschlossen, solange zu streiken, als bis die Direktion den genauen Termin der Zahlung bekannt gibt. Auch mit einer Teilzahlung war die Belegschaft nicht einverstanden und verlangte die volle Auszahlung. Der Betriebsrat setzte sich mit der Direktion in Königshütte in Verbindung, welche um 8 Uhr den Bescheid gab, daß der volle Vorschuß um 2 Uhr nachmittag zur Auszahlung gelangt. Dies wurde der wartenden Belegschaft bekannt gegeben, und hierauf wurde die Arbeit um 8 Uhr wieder aufgenommen. Ein Vorfall verdient noch erwähnt zu werden, daß einige Arbeiter, welche auch dem Beschluß zum Weiterstreiken, zustimmten, sich in den Betrieb schlichen und die Arbeit aufnahmen. Als die erregten Arbeiter ihnen in nicht mißzuverstehender Weise das Beschämende ihrer Handlung vortrugen, mußte der Betriebsrat diese Jammerlappen noch in Schutz nehmen, sonst wäre es ihnen übel ergangen. o.

Der Demo prüft

Der Demo hat zuerst die Sachlage auf der Emmagrube überprüft und einstweilen die Frist für weitere Anordnungen von 6 Wochen festgesetzt. In dieser Zeit darf die Grube nicht stillgelegt werden. Die Verwaltung hat der Belegschaft eine Lohnreduktion von 10 Prozent vorgeschlagen, dann wird die Grube nicht stillgelegt. Auch fand beim Demo eine Konferenz über die Stillegung der Blücher- und Donnersmarckgrube statt, aber eine Entscheidung ist nicht gefallen.

Arbeiterdemonstration in Myslowitz

Die Arbeitslosen von Myslowitz versammelten sich vor dem Magistratsgebäude und forderten größere Mehl- und Brotrationen für die Feiertage. Man verständigte die Polizei, die auch bald vor dem Magistratsgebäude erschien, woraufhin die Arbeiter den Platz räumten.

Betr. Zulassung von Tabakpaketen im Postverkehr

Das Postministerium gibt bekannt, daß zur Postbeförderung im Inlande (nicht Verkehr mit Danzig) spezielle Pakete mit Wertangabe (sogenannte Tabakpakete) zugelassen sind. Der Versand muß jedoch direkt durch die einzelnen Tabakniederlassungen bezw. Vertriebsgesellschaften erfolgen. Der Inhalt solcher Pakete darf nur aus Erzeugnissen bestehen, die in der Preisliste des polnischen Tabakmonopols aufgezählt sind. Ueberdies müssen die Erzeugnisse mit Etiketts oder Banderolen des Tabakmonopols versehen sein. Das Gewicht eines solchen Pakets wurde auf allenfalls 10 Kilogramm festgesetzt. Das Porto beträgt 0,75 bis 1,50 Zloty. Paket und Begleitadresse muß die Aufschrift „Paczka tytoniowa“ nebst Firmenstempel tragen. y.

Im Schnellzug bestohlen

Kaufmann Motyl Grünberg aus Warschau wurde in dem Schnellzug Kattowitz—Warschau von einem unbekannten Dieb bestohlen. Die Beute war groß, denn dem Dieb sind 1000 Dollar und 900 englische Pfund in die Hände gefallen.

500 Meter Telephondraht gestohlen

Gestern in der Nacht fanden bei Janow Militärübungen statt. Die Diebe sind aber dazwischen gekommen und stahlen die auf den Bäumen befestigten Telephondrähte. Die Militärübungen mußten abgebrochen werden.

Der Segen der Kommissare

Die Leitung der Kattowitzer Ortskrankenkasse für Kürzung der Leistungen — Ausschuß votiert für Ablehnung dieser Kürzung

Das Kattowitzer Versicherungsamt hat bekanntlich den Vorstand der Allgemeinen Ortskrankenkasse für die Stadt Kattowitz mit Wirkung vom 19. März d. Js aufgelöst und mit den Geschäften des Vorstandes einen Delegaten, den Stadtrat Dr. Przybyla betraut. Der Ausschuß dieser Krankenkasse, welcher eine deutsche Mehrheit hat und dem die Aufstellung des Budgets, die Bestätigung der Jahresrechnung sowie evtl. Aenderungen der Statuten usw. obliegt, ist von dieser Auflösung nicht betroffen worden, so daß er satzungsgemäß für die Bestätigung der Jahresrechnung pro 1932 im April bezw. Mai einberufen werden mußte.

Am vergangenen Mittwoch hat nun im Stadtverordnetensitzungssaal die ordentliche Ausschußsitzung stattgefunden, die sich im wesentlichen mit der Bestätigung der Jahresrechnung pro 1932, aber auch mit Satzungsänderungen, die eine **Kürzung der Leistungen, wie Krankengeld usw.** zu beschäftigen hatte.

Der Verlauf dieser Sitzung war außergewöhnlich interessant, so daß es verlohnt denselben festzuhalten.

Der Jahresbericht für das Jahr 1932 lag wie üblich in gedruckter Form den Ausschußmitgliedern vor. Aus dem Bericht war ersichtlich, daß das Jahr 1932, in welchem noch der gewählte Vorstand die Geschäfte führte, trotz Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit mit einem

ansehnlichen Ueberschuß, denn es konnte der Betrag von 111 925,11 Zloty den Reserven zugeführt werden,

abgeschlossen worden ist, die mustergültige Wirtschaft des aufgelösten Vorstandes findet am deutlichsten ihren Ausdruck darin, daß die Krankenkasse am Schluß des Jahres 1932 ein Gesamt-Vermögen von 1 239 354,55 Zloty, wovon etwa die Hälfte in liquiden Mitteln vorhanden ist, nachweisen konnte. Auch der Bericht der Revisionskommission des Ausschusses ergab,

daß die Finanzwirtschaft der Krankenkasse in Ordnung befunden wurde und von einer Mißwirtschaft nicht die Rede sein könne.

Die Revisionskommission plädierte für Entlastung des aufgelösten Vorstandes. Hervorzuheben ist, daß der Ausschuß den Rechnungsbericht pro 1932 ohne Diskussion bestätigt und dem aufgelösten Vorstand einstimmig Entlastung erteilt hat.

Nicht so glatt ging die Aenderung der Sitzung bezüglich Herabsetzung der Leistungen vonstatten. Der Delegat begründete die vorzunehmende Kürzung damit, daß seit einigen Monaten die Krankenkasse mit Defiziten arbeite, so daß unbedingt Maßnahmen getroffen werden müssen, um den Etat wieder auszubalancieren.

Man müsse daher an die Kürzung der Krankengelder herantreten,

da diese reduzierte Leistung die Versicherten am wenigsten treffen dürfte. Außerdem seien die Leistungen der Kattowitzer Krankenkasse **die höchsten von den Kassen ganz Polens.**

In der Diskussion brachten die meisten Ausschußmitglieder aus den Reihen der Versicherten zum Ausdruck, daß die Begründungen des Delegaten sie nicht überzeugen können, weil es merkwürdig erscheine,

daß gerade mit Beginn der kommissarischen Leitung in der Krankenkasse dieselbe mit Defiziten arbeiten solle.

Man dürfe mit den Fehlbeträgen nicht ausschließlich nur die Versicherten belasten, sondern müsse noch an die Kürzung der anderen ziemlich beträchtlichen Ausgabe-Positionen, wie Arzthonorare, Kosten für Medikamente, Verwaltungsunkosten usw. herangehen. Wenn schon reduziert werden solle, dann müsse man die Lasten zunächst **auf die Schultern der wirtschaftlich Stärkeren laden.** Das erfordere schon das menschliche Gerechtigkeitsempfinden. Die Arbeitgebervertreter im Ausschuß sprachen sich grundsätzlich und eindeutig für die vom Delegaten beantragte Leistungskürzung aus. Die Ausführungen eines Arbeitgebervertreters, der zum Ausdruck brachte, daß die angeblich hohen Leistungen der Kasse direkt **das Faulenzertum begünstigten, denn er würde unter solchen Bedingungen auch nicht arbeiten,** muteten recht merkwürdig an. Sie fanden von seiten der Arbeitnehmervertreter sofort die richtige Antwort insofern, als mit allem Nachdruck gesagt wurde,

daß die Arbeitnehmer sich durchaus vor keiner Arbeit scheuen und nur arbeiten möchten, wenn genügend Arbeitsmöglichkeit vorhanden wäre.

Die Abstimmung ergab ein eindruckvolles Votum des Ausschusses

gegen die Kürzung der Krankengelder,

denn der Antrag des Delegaten auf entsprechende Aenderung der Satzung wurde mit 13 gegen 7 Stimmen abgelehnt.

Für die Leistungskürzung stimmten die Arbeitgeber und die Vertreter des Polnischen Angestelltenbunds (P. Z. P.).

Die Vertreter der Sanacja enthielten sich der Stimmen, obwohl sie in der Diskussion für Leistungskürzung eintraten.

Nach dieser eindeutigen Stellungnahme des Ausschusses gegen jede Kürzung der Krankengelder erklärte der Delegat sein Desinteressement an dem weiteren Sitzungsverlauf, wohnte der Sitzung jedoch bis zum Schluß bei. Nur die Arbeitgeber und die Vertreter des P. Z. P. verließen demonstrativ den Sitzungssaal.

Unter Verschiedenes stellte ein Arbeitnehmervertreter die Anfrage, aus welchen Gründen der Vorstand aufgelöst worden sei, worauf der Delegat die Erklärung abgab, daß er der schriftlichen Begründung des Versicherungsamtes die jedem Vorstandsmitgliede zugegangen sei, nichts hinzuzufügen habe. Aus allen Ausführungen der Ausschußmitglieder, ja sogar einiger Arbeitgebervertreter war herauszuhören, daß der aufgelöste Vorstand das unbeschränkte Vertrauen des Ausschusses besaß und auch noch jetzt genießt.

Am Schlusse dieser so interessanten Sitzung fühlte sich der Vorsitzende des Ausschusses Gewerkschaftssekretär Gorny verpflichtet, einige Worte dem aufgelösten Vorstand zu widmen. Er wies darauf hin, daß der Vorstand im Jahre 1929 vom Ausschuß gewählt wurde in der Hoffnung, daß er seine Aufgaben erfüllen und im Interesse der Kasse sowie der interessierten Versicherten und Arbeitgeber tätig sein werde.

Der Vorstand habe den Ausschuß nicht im geringsten enttäuscht, wofür die schöpferische und nutzbringende Zusammenarbeit zwischen dem Ausschuß und Vorstand der beste Beweis sei. Der Vorsitzende unterstrich mit Nachdruck, daß die Zusammenarbeit zwischen allen sozialen und politischen Gruppen, zwischen Deutschen und Polen eine gesunde und gute war.

Auf dem Gebiete der Krankenkasse arbeiteten alle uneigennützig für das Wohl der sozialen Institution. Als Vorsitzender des Kassen-Ausschusses dankte er herzlichst dem aufgelösten Vorstand für seine 4jährige fruchtbringende Arbeit, er danke aber auch gleichzeitig allen Mitgliedern des Ausschusses für die Erfüllung ihrer Pflichten und wünschte der Ortskrankenkasse für die Stadt Kattowitz im Rahmen der Selbstverwaltung ein weiteres Blühen und Gedeihen.

Damit fand die so eindrucksvolle Ausschuß-Sitzung ihr Ende.

Versicherungspflichtigen zur Beachtung!

Die schlesische Handelskammer teilt mit, daß auf Grund der neuen Abänderungsbestimmungen des Angestelltenversicherungsgesetzes an Versicherte, die sich außerhalb der Landesgrenzen bezw. im Gebiet der Freien Stadt Danzig aufhalten, keine Arbeitslosenunterstützungen gezahlt werden. Dies trifft jedoch nur zu, wenn die Versicherungsanstalt ihre Zustimmung zur Ausreise nicht erteilt hat. Im Falle einer Ausreise ins Ausland, und zwar nach vorherigem Einverständnis mit der Versicherungsanstalt, werden an arbeitslose Kopfarbeiter einmalige Abfindungen anstelle der ihnen zustehenden Leistungen bis zur Höhe der dreimonatigen Unterstützung gezahlt. y.

Proletarierkinder und die Schulferien

Das Unterrichtsministerium über Sommerkolonien der Proletarierkinder — Keine Mittel für bedürftige Schulkinder — Die Kommunen haben auch kein Geld für diese Zwecke

Der Sommer steht vor der Tür und die Schulferien beginnen in diesem Jahre etwas früher als sonst. Schon im Juni ist Schulschluß, denn so hat es das Unterrichtsministerium angeordnet. Man will den Kindern einen Erholungsurlaub geben, damit sie ihre Gesundheit herstellen können. In der schönen Sommerzeit geht es mit dem Schulunterricht schwerer als im Winter, wenn es draußen kalt ist und wenn Schneeverwehungen herrschen. Die Anordnung des Unterrichtsministeriums ist zweifellos gut gemeint und ist dementsprechend zu bewerten, aber gleichzeitig mit dieser Anordnung, kam noch eine andere Mitteilung,

daß das Schulministerium in diesem Jahre über keine Mittel für die Sommerkolonien für Schulkinder verfügt.

Das ist direkt eine Hiobsbotschaft für die armen Proletarierkinder in den Großstädten und Industriebetrieben.

Von Kinderspeisungen in unserer Wojewodschaft und den Sommerkolonien für kranke und schwache Kinder brauchen wir hier nicht aufklärend zu berichten. Was das heute in einem Industriegebiet bedeutet, das wissen alle

150 000 Arbeitslose zählt unsere Wojewodschaft und etwa zwei Drittel von dieser Zahl, sind schulpflichtige Arbeiterkinder von den Arbeitslosen.

Es dürften wohl noch mehr sein als zwei Drittel, aber wir wollen nicht übertreiben.

100 000 Schulkinder haben zu Hause Not und Elend zu ertragen,

weil der Vater keine Arbeit hat. Dann kommen noch die Kinder der Arbeiter, welche im Arbeitsverhältnis stehen, die aber zum Teil auf Turnusurlaub waren, bezw. den Turnusurlaub zu erwarten haben. Es sind das zum Teil Arbeitslose und zum Teil Kurzarbeiter. Die Zahl der Kinder von dieser Gruppe dürfte auch mehrere Tausend betragen. Auch diese Eltern kämpfen mit argen Nahrungssorgen und ihre Kinder sind unterernährt. Und schließlich alle Arbeiter, die noch arbeiten, und eine große Zahl von Kindern zu ernähren haben, haben auch schwächliche bezw. kränkliche Kinder zu Hause. Sie brauchen auch eine Hilfe und Stütze, sind schwächlich, schlecht ausgewachsen und kränklich. Die Arbeiterlöhne sind so niedrig gehalten, die Ausbeutung so unendlich groß, daß in allen Arbeiterfamilien Not und Entbehrungen zu Hause gastieren. Die Zahl der Proletarierkinder in den Volksschulen dürfte mehr als 150 000 betragen und die Hälfte aller dieser Kinder, müßte man eigentlich in die Sommerferien ins Gebirge schicken, denn sie brauchen Erholung.

In den früheren Jahren wurden nur die ganz armen, unterernährten und schlecht ausgewachsenen Kinder auf Kosten der Wojewodschaft, bezw. der Gemeinden in die Sommerferien geschickt. Wie groß diese Zahl war, kann genau nicht angegeben werden. 1928 waren es 12 000 solcher Kinder, die in die Sommerfrische geschickt wurden. Im vorigen Jahre ist diese Zahl kleiner gewesen, weil schon arge Geldschwierigkeiten herrschten. Die Wojewodschaft hat nur einen Teil der Kosten beigesteuert und den anderen Teil die Gemeinden, besonders die großen Industriegemeinden, gestellt. Im vorigen Jahre konnte man noch gegen 10 000 Kinder in den Ferienkolonien unterbringen.

Drei Faktoren haben dabei gewirkt und zwar die Wojewodschaft, die Gemeinden und die organisierte Selbsthilfe. Man hat diese Aktion zusammengelegt und die Kinder alle gleich behandelt. In diesem Jahre dürfte sich diese Hilfsaktion etwa in derselben Richtung vollziehen. Wohl hat die Wojewodschaft einen gewissen Betrag für diese Zwecke im Wojewodschaftsbudget bereitgestellt, aber das ist zu wenig und nicht immer sicher. Die Einnahmen gehen zurück und das, was bestritten werden muß, erfolgt auf Kosten anderer Ausgaben. In den Gemeinden liegen die Dinge auch nicht anders. Auch hier wurden gewisse Beträge für die Sommerkolonien in den Gemeindebudgets bereitgestellt, aber diese Beträge sind sehr bescheiden ausgefallen, viel bescheidener als im vorigen Jahre. Die Zentralregierung hat für diese Aktion auch beigesteuert, aber in diesem Jahre wird diese Hilfe ganz ausbleiben. Die Wojewodschaft und die Gemeinden sind lediglich auf sich selbst angewiesen und wir gehen kaum fehl, wenn wir sagen,

daß kaum die Hälfte der bedürftigen Arbeiterkinder in die Sommerferien geschickt werden,

im Vergleich zu der Zahl der Kinder vom Vorjahre. So liegen doch die Dinge und mit dieser Tatsache muß sehr ernst gerechnet werden.

Auf der anderen Seite ist die Zahl der bedürftigen Kinder im Vergleich zum Vorjahre wesentlich gestiegen. Aus den einzelnen Gemeinden wird berichtet, daß nicht nur die „dorazna pomoc" abgeschafft wurde, aber,

daß die Armenküchen geschlossen werden.

Die Gemeinden haben kein Geld und die Wojewodschaft, bezw. Starostei stellen keine, oder sehr beschränkte Mittel zur Verfügung. Wenn kein Geld da ist, so kann natürlich die Küche nicht erhalten werden und wird geschlossen. Die Arbeitslosenhilfe bleibt auf die

Austeilung von Lebensmitteln beschränkt.

Die Arbeiter erhalten etwas Mehl, Seife, Kaffeewürfel und ab und zu etwas Fett. Davon sollen sie leben. Die Arbeitslosenfamilien hungern und die Kinder hungern natürlich auch. Gerade diese Kinder brauchen einen Erholungsurlaub, wenn sie nicht der Tuberkulose verfallen sollen.

Im Schlesischen Budget befindet sich ein Betrag, der eigentlich anderen Zwecken zugeführt werden müßte und nicht jenen, für welche er bestimmt wurde. Dieser Betrag ist ziemlich hoch, besonders, wenn wir die heutigen traurigen Geldverhältnisse berücksichtigen. Die Kirche hat sich bereits daran gewöhnt,

mit vollen Händen aus den Steuerkassen zu schöpfen.

Vor dem Kriege war das nicht der Fall und die Kirche wußte sich zu helfen und wir werfen jetzt jedes Jahr für die Kirche Millionen Zloty aus. In diesem Jahre ist wohl der Betrag nicht so hoch, als in den früheren Jahren, aber dennoch dürfte er zusammen gegen

1½ Millionen Zloty betragen.

Dieser Betrag befindet sich im Schlesischen Budget und ist für Kirchenbauten und andere Dinge, die damit verbunden sind, bereitgestellt. Wieviel davon die Kirche behoben hat, wissen wir nicht, aber es dürfte noch ein Betrag vorhanden sein, den man anders verwenden sollte.

Die Gesundheit der Kinder ist ein Volksvermögen

und das ist viel wichtiger als Kirchenbauten. Die Arbeitslosen können nicht einmal die Kirchen besuchen, weil sie keine entsprechenden Kleider haben und schon deshalb kann von einer Ueberfüllung der Kirchen schlecht gesprochen werden. Der Klerus müßte doch soviel Einsicht haben und sollte diese Gelder den Sommerkolonien zuweisen, denn das ist viel wichtiger als Kirchenbauten.

Kattowitz und Umgebung

Eröffnung der Schwimmanstalt zum Pfingstfest.

Die Arbeiten, welche mit Beginn des Frühjahrs auf dem Gelände der Buglawizna in Kattowitz im Auftrag des Kattowitzer Magistrats wieder aufgenommen wurden, sind soweit fortgeschritten, daß rund 3300 Quadratmeter dieses fertiggestellten Badeterrains zu den Pfingstfeiertagen für die Benutzung freigegeben werden konnte. Bei diesen Arbeiten hat eine beträchtliche Anzahl von Erwerbslosen eine Beschäftigungsmöglichkeit gefunden. Diese Leute arbeiten abwechselnd sogar in zwei Schichten. Z. Zt. werden die erforderlichen Arbeiten an der tiefsten Stelle des Badebassins ausgeführt. Hierbei handelt es sich um eine Tauchtiefe von 5 Metern. Die Zufuhr von frischem Wasser erfolgt aus einer Quelle, die sich auf dem Gelände der Buglawizna befindet und ferner durch Wasser der Kopalnia Wujek. Es soll hervorgehoben werden, daß dieses Wasser vorerst filtriert wird. Auf dem Gelände der städt. Schwimmanstalt befinden sich ausgedehnte Wiesen- und Sandflächen, die von den Badelustigen als Ruheplätze, bezw. für gymnastische Uebungen, Sonnenbäder oder Austragung von Spielen ausgenutzt werden können. Die Verbindungsstraße zwischen der Schwimmanstalt und der verlängerten ul. Raciborska wird in allernächster Zeit gepflastert. Ueberdies werden den Besuchern für die Zufahrt zur Schwimmanstalt bezw. Abfahrt nach dem Stadtinnern, Autobusse der Schlesischen Autobusliniengesellschaft zur Verfügung stehen. y.

Infolge Schwächeanfall tot zusammengebrochen. Die Waschfrau Anna Felix von der ulica Wodna 13 aus Kattowitz brach in der Wohnung der Familie Dziaczkowski auf der ulica Marszalka Pilsudskiego in Kattowitz infolge Schwächeanfall bewußtlos zusammen. Trotz aller Bemühungen verstarb die Arme bereits in kurzer Zeit, vermutlich an Unterernährung. Die Tote wurde in die Leichenhalle des städtischen Spitals überführt. z.

Königshütte und Umgebung

Ein Eisenbahnunfall vor Gericht.

Am 2. März d. Js. ereignete sich in der Nähe der Birkenhainer Eisenbahnstation ein Unfall, der am Freitag Gegenstand einer Gerichtsverhandlung in Königshütte war. Auf einer Ausweiche stürzte eine Lokomotive um, wobei der Eisenbahner Skopp den Tod fand und ein anderer Eisenbahner mit erheblichen Verletzungen davonkam. Der Lokomotivführer Karl Odi aus Birkenhain hatte sich nun wegen Fahrlässigkeit zu verantworten. Ihm wurde zur Last gelegt, den Unfall durch zu schnelles Fahren verschuldet zu haben. Außerdem soll festgestellt worden sein, daß O. während der Dienstzeit Alkohol genossen hat, denn wenige Stunden nach dem Unfall wurde O. vom Arzt untersucht und ihm eine größere Menge Alkohol aus dem Magen gepumpt. In der Verhandlung erklärte der Angeklagte, daß er erst nach dem Unglück, um sich zu beruhigen, in der Wohnung Alkohol eingenommen habe und kurz darauf vom Arzt untersucht wurde. Im Dienst sei er nüchtern gewesen und

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Hinter dem Kosaken her

Von Friedrich Oppenheimer.

Ralph tritt auf die Straße. Sie ist menschenleer. Eine naßkalte Nacht hängt feuchte Nebelschleier um die Straßenlampen. Um die Scheinwerfersonnen jener Schaufenster, die auf Lichtreklame auch nach Ladenschluß nicht verzichten wollen.

In der Auslage eines Reisebüros fesselt ihn ein Plakat: Drei Fischer, am Meeresufer sitzend, voran ein Rotbart, blicken einem ausfahrenden Ozeandampfer nach. Welche Beschaulichkeit auf den Gesichtern, empfindet Ralph. Und: man vermeint die Gedanken davon ablesen zu können.

Dann schreiten Ralphs Beine aus. Indes seine Gedanken bei dem Plakat zurückbleiben. Bei dem Rotbärtigen. Der trägt sicher, gleich ihm, die Sehnsucht nach Ozeanfernen in der Brust. Dann aber auch jene unselige Schollenhörigkeit, ewig den Wandertrieb hintanzusetzen.

An der Straßenecke steht ein einsames Taxi. Er ruft dem Fahrer Straße und Hausnummer zu. Der wiederholt mit russischem Akzent. Ralph stutzt: Emigrant? Vielleicht gar ehemaliger Großfürst? Und er sucht die Gesichtszüge des Fahrers zu erhaschen. Der aber hat den breiten Mantelkragen, so daß er an den Ohren sägt, aufgestülpt. Ralph muß daher einige Schritte vorwärts tun. Blickt nun in ein bleiches scharfgeschnittenes Gesicht, das der gleiche rote Fischerbart, wie der des vierschrötigen Alten auf dem Plakat, rahmt. Ralph schüttelt den Kopf: Gesetz der Serie. Dann besteigt er den Wagen.

Die Erinnerung an den eben verlebten Abend spinnt ihn nun ein. An die Worte Dr. Kellings, des Psychologen. Was ist der für ein merkwürdiger Kerl! Gedankenleser, Geisterseher! Unheimlich! Und hat Kellings mit seinen Behauptungen vielleicht nicht recht gehabt? Gibt es besseren Beweis für das Gesetz der Serie, als jetzt diese Doppelbegegnung mit den Rotbärten? Dem papiernen und dem härnen?

Schon ist Ralph mitten in den Seltsamkeiten der verflossenen Stunden: eiskalt kann es einem bei Kellings Eröffnungen über den Rücken laufen. Das Gruseln ist zu erlernen. Wie Krallen fassen die Behauptungen des Psychologen. Marternde Worte über Halluzinationen. Daß die zumeist die Anzeichen beginnenden Wahnsinns wären.

Ach, er mit seiner ewigen Angst davor, hätte gar nicht in diese Gesellschaft gehen dürfen. Aber ihn treibt es ja in solche Kreise. Wie es den Mörder an den Tatort jagt, denkt Ralph bitter.

Plötzlich hat er das brennende Verlangen, den Rotbart des Fahrers zu ziehen. Sich davon zu überzeugen, keinem Trugbild aufgesessen zu sein. Der am Volant aber duckt den Kopf in den Schutz der breiten Schultern. Stemmt die Stirn dem naßkalten Wind entgegen: Wetterschicksal der Fahrer auf altmodischen ausgeleierten Mietkarren.

Ralph rückt in den äußersten Winkel des Wagens, um von der Seite her Sicht zu bekommen. Vergeblich. Immer nagender gibt sich nun die Frage: Hat er wirklich einen roten Bart?

Das Taxi jagt eine breite Geschäftsstraße. Scheinwerfer schleudern Reflexbündel in den Wagen. Scheuchen die Gedankenbürde. Kaum aber hat der Dämmer einer Seitengasse den Wagen verschluckt, flackern aufs neue die Zweifel: Trägt er Rotbart? War es Halluzination?

Immer erregter wird Ralph. Angestrengt blickt er durch die angelaufenen Scheiben, um an jedem bekannten Objekt das Schwinden des Fahrtrestes festzustellen.

Endlich ist das Ziel erreicht. Sofort steht er vor dem Fahrer. Meint, umsinken zu müssen: kein Rotbart ist zu sehen. Nur bleiche, über spitze Backenknochen gezogene Wangen bieten sich den entgeisterten Blicken. Ralph glaubt plötzlich, betäubenden Geruch in der Nase zu haben. Nicht Aether noch Säure. Zugleich Geschmack am Gaumen, der die Zunge schrumpfen läßt, die Augen aus den Höhlen treiben will.

Er stürmt davon. Rascher hat noch nie ein Schlüssel geöffnet.

Kopfschüttelnd sieht ihm der Fahrer nach. Das Rückgeld in der Hand. Wartet einige Augenblicke. Dann surrt das Auto in die Nacht.

In den Ueberkleidern wirft sich Ralph auf das Sofa. Der Hut kollert in den Winkel des Zimmers. Die Faust läßt den Stockgriff nicht los. Ralph stöhnt.

Halluzination, Halluzination, brandet es in ihm. Unaufhörlich vernimmt er Kellings Stimme: „Halluzinationen, das sind zumeist die Vorstufen zu Wahnsinn.“ Ach, hätte er diese Worte nie gehört! Klar, klar: nicht das Gesetz der Serie war von dieser Begegnung vorhin bewiesen worden. Nein: untrüglicher Wahnsinnsbeginn. Und was ist nun die Zukunft? Ewiger Kerker! Ewige Nacht! In jenen höflichen Gefängnissen, die kaum weniger unerbittlich sind als die des Verbrechens. Ralphs Finger krallen sich in den Teppich auf dem Sofa: „Halluzinationen, Halluzinationen!“

Plötzlich springt er empor: Zu Kellings! Sofort kommt er davon ab. Zu Kellings? Auf daß schon morgen Einlieferung in einen jener Kerker bevorstünde! Nein, Kellings ist von heute ab Feind. Der Feind der Freiheit.

Dann zu Walter, dem Freund und Gastgeber von heute abend. Auch diesen Entschluß verwirft Ralph sofort. Der würde ihn, erzählte er sein Erlebnis, vollends für verrückt halten. Nein, es bleibt kein andrer Ausweg, als der, den Arzt zu befragen. Aber keinen von der Art Kellings. Ein väterlicher, gütiger Freund müßte gefunden werden. Aber, wo ihn suchen, dem man sich blindlings anvertrauen kann?

Herrgott, wenn nur diese Nacht schon vorüber wäre!

Da ertappte sich Ralph dabei, daß er unaufhörlich den Tisch umkreise. Er sieht nach der Armbanduhr. Seit einer Stunde fast ist er daheim. Also läuft er mindestens eine halbe Stunde um den Tisch. Dreißig Minuten Rundlauf, ohne sich dessen bewußt zu sein! Entsetzlich!

Plötzlich springen ihn neue Zweifel an. Zweifel, in die sich jetzt ein Hoffnungsschimmer stiehlt: Vielleicht hat er vorhin bloß schlecht gesehen? Vielleicht trieft dem Russen der Bart nur vom Kinn und nicht auch von den Wangen? Gar zu viel hatte der aufgestülpte Mantelkragen nicht sehen lassen. Zudem war Halbdunkel vor dem Haus gewesen.

Den Fahrer wiedersehen, lodert es nun in Ralph. Den russischen Rotbart. Den bartlosen. Jetzt! Auf der Stelle! Wiesen sich die Befürchtungen dann als wahr, ist noch immer Zeit, an das Schubfach dort drüben zu treten, worin das kleine, schwarze, glatte, kalte Ding liegt.

Schon ist er aus dem Zimmer. Aus dem Hause. Hastet in die Nacht.

Als ein Windstoß ihn merken läßt, nun stünde er an der Straßenecke, und, mit dem Haar spielend, auch daran, noch immer liege der Hut oben in der Ecke des Zimmers, stellt sich Ralph die Frage, wo er wohl jetzt das Taxi mit dem russischen Fahrer finden würde. Ach was, reißt er sich vorwärts, Fahrer kennen alle einander. Zudem ist der, den ich suche, Russe, hat also besonderes Kennzeichen. Kurzerhand läuft er dem nächsten Standplatz zu.

Als der erste Taxiführer auf dem Standplatz Ralph im Sturmschritt herankommen sieht, läßt er, in der Hoffnung, einen Fahrgast zu bekommen, sofort den Motor an. Schwingt sich zuvorkommend zur Hälfte vom Führersitz, um rasch das Fahrziel zu hören. Quittiert dann enttäuscht Ralphs Frage:

„Einen russischen Fahrer suchen Sie? Kenne ich. Wir nennen ihn den Kosacken. Er kommt aber nie um diese Zeit hierher, der Iwan, so heißt er. Der sucht jetzt einträglichere Gegenden auf. Vielleicht finden Sie ihn bei den Nachtlokalen. Ich kann Sie ja . . .“

. . . hinfahren, hatte der Chauffeur vollenden wollen. Doch Ralph ist schon auf und davon. Dem Viertel der Nachtlokale zu.

Dort ist Betrieb. Privatwagen und Taxis parken am Rande des Fahrdammes. Ralphs fiebrige Blicke tasten die Gesichter der Fahrer ab: der Kosak ist nicht darunter. Irgendein Gefühl hält Ralph davon ab, sich auf dem Bürgersteig zu zeigen. Er duckt sich in den Schatten eines Fassadenvorsprunges. Versucht zu überlegen. Grenzenlose Unrast erstickt jedoch die Gedanken im Keime. Jagt ihn schließlich aus seinem Versteck hervor: Einen der Fahrer nach dem Kosaken zu fragen.

Da wird der schwere Türflügel des Palais de dances aufgerissen. Ein Samtvorhang wird gelüpft. Musikfetzen entwischen. Nun dienert, vorantretend, ein Gallonierter. Mantel und Hochachtung reichen bis zur Erde. Eine Gesellschaft kommt lachend aus dem Portal. Steht dann plappernd auf dem Bürgersteig. Ralph vermeint, Gespenster zu sehen: dicht vor ihm plaudern Kellings und die übrigen Gäste des heutigen Abends. Walter ist nicht darunter. Festgewurzelt steht Ralph. Unfähig, auch nur ein Schrittchen zu tun. Da hat ihn Kellings entdeckt:

„Na, auch ein wenig bummeln gegangen? Obwohl Sie anfangs nichts davon hören wollten? Aber jetzt können Sie sich ja uns anschließen.“

Ralph stottert Entgegnung. Er habe Bekannte getroffen. Die hätten ihn mitgeschleift. Mit aller Macht zwingt er sich, vor Kellings ruhig zu erscheinen. Nun gewahrt der, daß Ralph hutlos ist:

„Weit von hier scheinen Sie ja nicht untergekrochen zu sein . . .“ Er deutet nach Ralphs Kopf.

Ralph fühlt, wie ihm das Blut in die Wangen flammt. Faßt sich jäh:

„Ja, ich sitze nebenan in der „Roten Katze“. Aber dort ist es dermaßen schwül, daß ich, um Kopfschmerz zu vermeiden, auf die Straße trat.“ Er staunt, wie leicht ihm das Lügen fällt.

Nun verabschieden sich die andern. Ralph lauert, bis die Gesellschaft verschwunden ist, und macht sich dann an einen Fahrer heran:

„Kennen Sie den russischen Chauffeur, den Kosaken?“

„Ja.“

„Wissen Sie vielleicht, wo der jetzt zu finden ist?“

„Er war vor einer Viertelstunde hier, wurde aber dann zu einer Fahrt aufgenommen.“ Der Fahrer nennt einen ziemlich entfernten Stadtteil. „Möglich daß er heute noch einmal hierher kommt. Aber nicht wahrscheinlich. In solchen Fällen fährt der Kosak zumeist lieber zum Zentralbahnhof. Dort ist bei der Ankunft der Frühschnellzüge mehr zu verdienen.“

Schon hat Ralph flüchtig gedankt. Gegrüßt. Schon läuft er dem Zntralbahnhof zu.

Auch dort ist der Kosak nicht. Auch nicht an mehreren kleineren Standplätzen, wohin man Ralph gewiesen hat. Doch der scheut vor keinem Weg zurück. Vor keiner Entfernung. Nun hat er bereits die halbe Stadt durchlaufen. Zweifellos aber die halbe Nacht. Sonderbarerweise zwingt es ihn, auf die Benützung eines Wagens zu verzichten. Er muß laufen. Laufen, laufen, laufen. Als gälte es mit dem Schicksal um die Wette zu rennen. Als hinge Heil und Rettung vom Sturmlauf der Beine ab.

Kraftlos langt er im Morgendämmer bei einem kleinen Vorstadtkaffeehaus an, wovon man ihm gesagt hatte, daß viele Fahrer nach der Nachtschicht hier zusammenkämen. Auch der Kosak sei meist unter ihnen. Mit den letzten Energieresten hat er sich nun hierhergeschleppt. Das Haar klebt ihm an der Stirn. Die Zunge am Gaumen. Bang kaut er unentwegt die Innenfrage: Wird der Kosak auch kommen?

Vor dem Kaffeehaus steht eine Gruppe Fahrer. Die dampfenden Grogglässer in den Fäusten. Lachen im Bierbaß kollert in den Morgendämmer. Fuhrwerkerfröhlichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts.

Neuerliche Enttäuschung fürchtend, wagt Ralph sich ihnen nicht zu nähern. Niedergeschlagen lehnt er an einem Lichtmast. Zum Umsinken müde.

Da scheucht ihn Hupenlärm auf. Ein Taxi surrt an. Er fühlt: Es ist der Kosak. Da wird der schon angerufen: „Hallo, Kosak!“

Der Russe klettert vom Führersitz. Ralph schrickt zusammen. Bartlos ist er! Bleiern legt es sich ihm auf Hirn und Herz. Kaum will ihm der Atem aus dem Mund. Aus den zitternden Nüstern.

Die Fahrer eilen auf den Russen zu:

„Wie erscheinst denn du heute abend? Als Garibaldi oder als Rasputin?“

„Als friesischer Fischer“, schmunzelt der Kosak und holt eine rote Bartattrappe aus der Tasche. Bindet sie sich vor.

„Ausgezeichnet! Paßt vortrefflich! Kaiser Barbarossa aus Moskau!“ lärmt es durcheinander.

„Oh, ich habe heute damit schon meinen Spaß gehabt“, wirft der Kosak dazwischen. „Gegen Mitternacht hat mich einer aufgenommen, als ich eben den Bart probierte. Ich fand nicht einmal Zeit, ihn abzunehmen. Na, der hat mich, als ich während der Fahrt die rote Matratze wieder eingesteckt hatte, angeglotzt, als wäre ich der Satan!“

Gelächter dröhnte Antwort. Eines, in das Ralph fast miteingestimmt hätte. Dann winkte er verstohlen einem Fahrer, denn er wünschte keine Entlarvung.

Im Taxi lächelt er plötzlich vor sich hin: Meinetwegen mag der vorn am Volant giftgrünen Bart und blitzblaues Haar haben.

An die Gefangenen

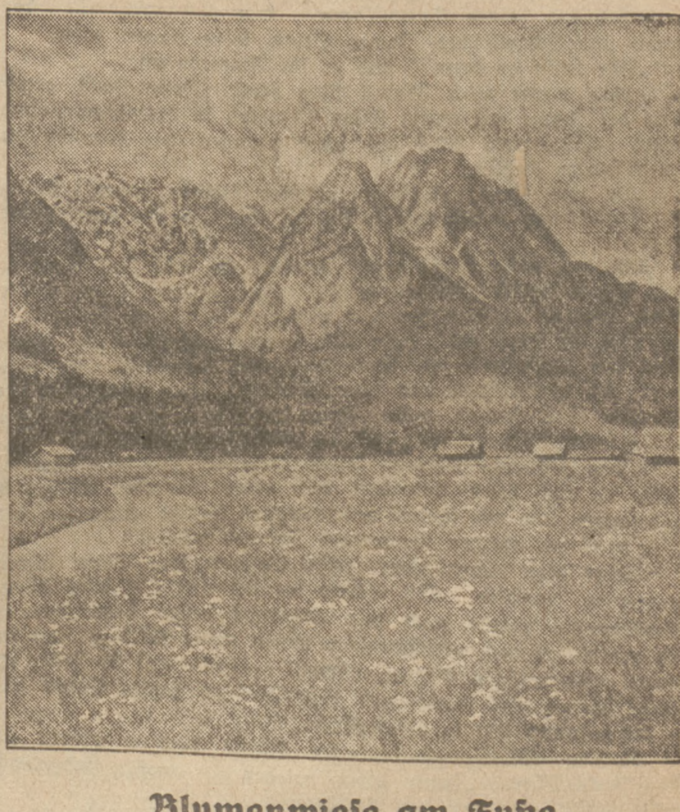
Von Franz Trescher.

Wenn wir abends an euch denken, Genossen,
und wissen: Jetzt
ist die Lampe verlöscht in der Zelle und
die Nacht verhängt euer gramvolles Gesicht,
eure Quäler sind fort und
nun beginnt das heimliche, trotzige Leben
mit Klopfton von Zelle zu Zelle —

dann fühlen an unserem bebenden Herzen wir
den Schlag eurer Knöchel an der Wand des Gefängnisses.
Wißt es, Genossen:
Sie mögen Mauern errichten und
Gitter um euch stellen mit elektrischer Spannung
und Patrouillen schicken um die Gefängnisse —
euer Schatten geht, wie durch Glas,
durch die Mauern der Kerker hindurch
und schattet bei uns — Nacht für Nacht . . .
Sie mögen euch unsere Briefe entziehen und
sich weiden an der Qual eurer Verlassenheit —
im Flüsterlaut des Windes, im Tropfenfall des Regens
strömt geheime Botschaft euch zu:
„Habt Mut! Verzagt nicht! Seid stark!“

Wir sprechen euren Namen wie eine Losung aus und
geben ihn weiter von Mund zu Mund.
Er ist die unsichtbare Fahne der Proletarier aller Länder
geworden!

Wir sammeln uns unter ihr! Habt Geduld!
Das Feste scheint fest, aber es wird schwach.
Die Bajonette sind scharf, doch sie werden stumpf
Nicht aber stumpf
der Wille der Massen!
Habt Geduld — wir
holen euch heim — im Triumph!



Blumenwiese am Fuße des Wettersteingebirges in Südbayern



Rätsel um den Urmenschen

Die Fundstätte des fossilen Menschenskeletts von Oldoway. Oben links: Prof. Dr. Hans Reck, der Entdecker des Oldoway-Menschen. Der Schädel des Oldoway-Menschen. Außerordentlich große Rätsel gibt die Entdeckung des sogenannten Oldoway-Menschen durch den deutschen Forscher Prof. Dr. Reck der Wissenschaft auf. Die Skelett-Funde lassen einen zwar viele Jahrtausende alten Menschenschlag erkennen, der jedoch höher entwickelt ist, als der berühmte „Neandertaler". Hiergegen stammt die Bodenschicht, in der das Skelett. in Oldoway (ehemaliges Deutsch-Ostafrika) vorgefunden wurde, aus einer Zeit, die weit vor der Epoche liegt, in der der Neandertal-Mensch lebte, dessen Alter auf 300 000 Jahre geschätzt wird.

Als Rag Jack die Wahrheit sprach ...

In den Vereinigten Staaten gibt es eine Anhäufung von unerhörtem Luxus, prächtigen Palästen und himmelstrebender Wolkenkratzern, von Schmutz, Elend, Verbrechen und finsteren Zinskasernen, die auf der Landkarte den Namen Chikago führt.

Dort hatte Sergeant Nightstroll während einer bitterkalten Nacht das zweifelhafte Vergnügen, an der berüchtigten „Todesecke", die oftmals vom Pulverdampf der Gangstermaschinengewehre geschwängert war, die Nachtruhe der ehrsamen Bürger von Chikago vor Störungen zu bewahren. Wenig beruhigend wirkte es auf seine gespannten Nerven, daß sich ganz in der Nähe die Silhouette einer Kirche scharf in die eisige Nachtluft zeichnete. Der Weihrauchduft dieser Kirche hatte sich schon zu oft mit dem beizenden Geruch verbrannten Pulvers gemengt.

Sergeant Nightstroll war wütend. Der bohrende und nagende Frost machte ein Dösen in einer geschützten Ecke unmöglich. Er schwenkte die Arme hin und her, stampfte mit den schweren Stiefeln den knarrenden und ächzenden Schnee, um die fliehende Körperwärme zurückzuhalten. Dabei fluchte er leise in sich hinein.

Plötzlich sah er undeutlich durch das von einer Laterne nur notdürftig erhellte Dunkel eine kleine Gestalt an der Stirnseite der Kirche sich entlang schieben. Er stellte seine erzwungene Gymnastik ein, drückte sich vorsichtig tiefer in den Schatten eines deckenden Mauervorsprunges und wartete lauernd.

Bald schob sich sondierend eine kleine, blaugefrorene Hand um den Mauervorsprung, die der wachsame Hüter des Gesetzes und Besitzes sofort umklammerte und trotz wütendem Zerren nicht mehr freigab.

Der ungleiche Kampf war rasch entschieden und Sergeant Nightstroll schleppte — froh, der unangenehmen Gegend entrinnen zu können — ein furchtbar bebendes und in unbeschreibliche Lumpen gehülltes Körperchen mit sich, das sich vor dem amtierenden Nacht- und Schnellrichter des Distriktes 4, James Screw, als einer von den Jugendlichen entpuppte, die jetzt zu hunderttausenden heimat- und brotlos durch die Staaten irren. Die Polizei hatte strikten Befehl, alle, derer man habhaft werden konnte, einzuliefern. Aber nicht deshalb, weil in jeder Nacht einige erfroren aufgefunden wurden, sondern, weil sich die Diebstähle an dem heiligen Gut ehrsamer, hundertprozentiger Bürger in erschreckender Weise mehrten.

Nun stand einer von diesen kleinen Gesetzbrechern vor dem gestrengen Mr. James Screw, den man mit „Euer Ehren" anreden soll, was er aber nicht wußte. Mehr vor Kälte als Angst zitternd, trat er auf Geheiß zögernd näher und blickte durch wirr ins Gesicht hängende feuchte Haarsträhne neugierig um sich. Er mochte der Größe nach etwa zwölf Jahre alt sein, aber seine von Wind und Wetter gegerbten Züge zeugten von der Lebenserfahrung eines Erwachsenen. Ein Kontrast, für den Nacht- und Schnellrichter James Screw keine Augen hatte.

„Wie heißt du denn?" hub er im Amtston an.

„Man nennt mich überall Rag Jack" (Fetzen-Jack), erwiderte der Junge mit einem leisen Triumph in der Stimme und einem erläuternden Blick auf seine Lumpen, die formlos an den Gliedern klebten.

„Du mußt doch noch einen zweiten Namen haben", drang der Examinator ungeduldig weiter in ihn, „so wie dein Vater heißt?"

„So wie mein Vater heißt", wiederholte Rag Jack langsam und schaute verständnislos um sich. Zum erstenmal in seinem Leben war er um eine Antwort verlegen.

„Na, ist schon gut", sagte Mr. Screw mürrisch, dabei einen Blick des Verstehens mit dem Sergeanten wechselnd. Er räusperte sich geräuschvoll und fuhr ablenkend fort: „Was hast du

Ton und Inhalt dieser Frage zauberten vor Rag Jacks zu so später Stunde noch auf der Straße getrieben?"

Geist das dräuende Gespenst seines Schullehrers. Wie damals, suchte er auch heute fieberhaft nach einer Ausrede. Möglichst unbefangen und mit seinem unschuldigsten Gesicht antwortete er: „Ich habe mit meinen Kameraden Fangen gespielt."

Ueber diese unverschämt freche Antwort war Seine Ehren momentan sprachlos. Mr. Screw tat sich viel auf seine Menschenkenntnis zugute, und nur eingedenk dessen beherrschte er sich gewaltsam und verschwendete weiter seine kostbare Zeit an diesen nichtsnutzigen Bengel, obwohl er heute erst 89 Fälle erledigt hatte. Und Nacht- und Schnellrichter James Screw gab es selten unter 200 in einer Nacht.

Keinen Widerspruch duldende Worte klangen erneut an Rag Jacks Ohren: „Heute wurde wieder ein großer Ladendiebstahl verübt, wer war der Anführer?"

Hart und klobig wie Eichenholz hämmerten die Worte an Rag Jacks kleine Stirn. Eingeschüchtert durch diesen neuerlichen und unvermittelten Angriff, sank er noch mehr in sich zusammen, und dem buddhagleich auf seinem Stuhl thronenden Gestrengen, der ihn so stark an seinen Schullehrer gemahnte, einen scheuen ängstlichen Blick zuwerfend, würgte er zaghaft heraus: „Es war Red Joe."

Sichtlich befriedigt und auch etwas überrascht über dieses unerwartete Geständnis, holte ihn Mister Screw weiter aus, wobei ein eitles Lächeln seine Züge häßlich verzerrte. Sein Interesse wuchs mit dem zunehmenden Erfolg des Verhörs. Ein sattes Behagen strömte jetzt von ihm aus und teilte sich der Umgebung mit. „Wer ist dieser Red Joe?" herrschte er den Jungen abermals an.

„Oh, Sie kennen Red Joe nicht?" sagte Rag Jack mit leuchtenden Augen und ehrlich verwundert. „Das ist doch der beste Ladendieb von Chikago. Er kennt alle Hausdetektivs, und wenn der wo seinen Hut auf den Ladentisch legt, so nimmt er ihn bestimmt gefüllt herunter." Rag Jack wurde ganz warm beim Erzählen. Vergessen war der Schullehrer. Er merkte in seiner kindlichen Begeisterung nicht, daß er in der gegenwärtigen Umgebung zuviel plauderte, daß Mr. Screws Ohren gewaltige Trichter waren, die jedes Wort begierig aufsogen. Er empfand nur wohltuend, daß er zu andern Leuten von seinem besten Freunde sprechen durfte.

Der Junge war noch ganz in Gedanken an Red Joe und seine unvergleichlichen Taten versunken, als ihn die garstig knarrende Stimme Mr. Screws in die Wirklichkeit zurückriß. „Und wo hast du Red Joe kennengelernt?" tröpfelten die Worte unerbittlich in Rag Jacks Bewußtsein.

Die Worte kamen zuerst stoßweise. Aber je länger Rag Jack sprach, desto fließender erzählte er. Seine dünne Stimme klang auf einmal befreit, als würde er sich etwas von der Seele reden. Eine ungestüme und drängende Kraft, die im Gegensatz zu den Hemmungen stand, die der Junge vor der drohenden Autorität des Mr. Screw empfinden mußte, sprudelte die Worte hervor. Der furchtbare Kampf des Wollens mit dem Sollen drohte die enge Brust des Kleinen zu sprengen. „Meine Mutter hat einmal meinem älteren Bruder gesagt, er soll mich beim Eisenbahndiebstahl mitnehmen. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch Red Joe kennengelernt. Er und mein Bruder öffneten die Waggons und ich kroch hinein und holte die Waren heraus. Wenn wir dann nach Hause kamen, klopfte mir meine Mutter auf die Schulter und sagte: „Du bist ein guter Junge."

Rag Jack strahlte jetzt direkt und setzte nach einer kurzen Atempause stolz wieder ein: „Wir kamen nie mit leeren Körben heim. Uebrigens kenne ich keinen Jungen, der nicht stehlen geht", setzte er, gleichsam entschuldigend, nach einem ängstlich prüfenden Seitenblick auf Mr. Screws starre Züge hinzu. „Wir Kleinen bewundern die Großen und warten nur auf den Tag, wo wir in die Bande eintreten können."

Als er nach diesen Worten den entsetzten Ausdruck in dem feisten Gesicht des Richters sah, der die mühsam errungene Beherrschung verloren hatte, kam es in harten Worten gequält und trotzig aus seiner viel zu engen Brust: „Mutter sagt immer, für uns gibt es nichts anderes." Und in diesem Augenblick war Rag Jack wieder ein kleiner hilfloser Junge, der ein paarmal kräftig schlucken mußte um nicht in unmännliches Weinen auszubrechen.

Nacht- und Schnellrichter James Screw wischte sich nach dieser freimütigen Beichte des kleinen Sünders die Schweißperlen ab, als käme er aus dem russischen Dampfbad. Doch diesmal schien es Angstschweiß zu sein. Der Ausdruck des satten Behagens war aus seinem Gesicht verschwunden. Das Geständnis schien ihm nicht mehr viel Freude zu bereiten. Barsch und verdrossen befahl er dem Sergeanten, ein Fenster zu öffnen. Mit geheuchelter Gleichgültigkeit und dem redlichen Bemühen, seiner Stimme einige Festigkeit zu geben, fragte er den jetzt ganz verstört dreinschauenden Jungen: „Wie denkst du eigentlich von Al Capone?"

Die Stimme des Knaben klang froh und warm, als er darauf entzückt hervorstieß: „Oh, oh!" Sein Gesicht war wie verklärt. Er übersah das warnende Wetterleuchten in Mr. Screws Zügen. Im Geist erblickte er eine dampfende Suppenküche, bei der er öfter seine einzige Tagesmahlzeit ergatterte. Und Al Capone war ihr Stifter. Daran dachte Rag Jack, als er zum lebhaften Mißfallen des Richters bei der Nennung des Namens des großen Bandenführers einem Freudenausbruch nahe war. Unwillkürlich schnupperte Rag Jack mit der Nase in der Luft herum, als röche er die Suppe.

Nachdenklich nagte er dann an seiner Unterlippe. Plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn und er sagte treuherzig: „Na, genau so, wie man von unserem Herrn Präsidenten denken soll." Direkt feierlich klangen die Worte. Sie drückten grenzenlosen Respekt aus.

Mr. Screw wechselte die Farbe. Er sprang auf und brüllte mit hochrotem Kopf: „Hinaus, abführen!" Zu mehr langte es nicht. Stöhnend ließ er sich in seinen Stuhl zurückfallen und mechanisch kritzelten seine flatternden Finger, wie schon so oft, in einer nichtssagenden Schrift auf die Löschunterlage: „Hoffnungslos! Hoffnungslos!" Immer wieder und mit vielen Rufzeichen.

Und draußen starrte Rag Jack aus verschreckten Kinderaugen verständnislos auf Sergeant Nightstroll, der ihm roh eine mächtige Ohrfeige gab.

Karl Hans Heinz.

Ein Kind im Versatzamt

Ueber der Stadt ist ein wechselnd bewölkter, kalter Aprilhimmel ausgespannt, der letzte Winterwind wirbelt den Straßenstaub auf und läßt mich den Kragen aufschlagen. Meine eiskalten Hände vergraben sich tief in die Manteltaschen und ich fühle mich innerlich wie ausgestorben.

Ich komme von draußen und sehe beim Ueberqueren des Gürtels verwundert, daß die Bäume ja doch schon grün werden. Beim Anblick dieser zarten jungen Blätter drängt sich eine heiße Blutwelle in mein Gesicht und ich spüre eine tiefe Sehnsucht nach Wärme, Schönheit, Freiheit!

In der Feldgasse grüßt mich dann ein wohlbekannter Anblick, ein Bau, der so „angenehm" an eine Kaserne erinnert, das liebe, gutbekannte Versatzamt. Die Straße ist dort schmal und nur wenig belebt; doch wenn man sich nur kurze Zeit zum Eingang stellt, merkt man bald, daß es doch viele, sehr viele sind, die den Leidensweg hierher gehen. Wir alle kennen ja die Gestalten, denen man dort begegnet, die Mütter, in deren Gesichtern die Not ihren Stempel gedrückt hat, die Väter, die ihre Uhr versetzen, weil kein Groschen im Haus ist. Auch Männer und Frauen sieht man, deren Anblick uns immer von neuem stutzig macht. Da sieht einer aus, wie ein wohlhabender Bürger, und er war es auch, aber jetzt geht er den gutbekannten Weg wie alle andern.

Aber heute taucht dort eine neue Gestalt auf, bei deren Anblick ich am liebsten laut schreien möchte. Hier steht ein elfjähriges Kind, ein Mädchen, das sich gar nicht scheu und verschüchtert benimmt. Es ist hier wie zu Hause.

Zielbewußt geht das kleine Mädel zum richtigen Schalter, es spricht wie eine Erwachsene mit dem Schätzmeister. Wie alle andern stellt es sich zu den wartenden Frauen und spricht ganz unbefangen mit ihnen.

Ich möchte sehr gern mit dem Kind sprechen und frage es im Hinausgehen, ob es denn heute keine Schule habe und ob es ihm denn nicht sehr unangenehm ist, hierherzukommen.

Das blasse Gesicht des kleinen Mädels hebt sich langsam und kühle, erwachsene Augen sehen mich an. Der Blick sagt: „Was will du von mir, was geht das dich an?" und wortlos setzt die Kleine ihren Weg fort. Um solche Dinge gefragt zu werden, ist sie nicht gewohnt.

Wenn die Mutter wäscht und der Vater irgendwo auf Arbeitsuche ist, wenn man die Aelteste unter vier Kindern ist, wenn kein Geld für Brot zu Hause ist, was gibt es da zu fragen? Da geht man einfach nicht in die Schule, sondern ins Versatzamt, das ist doch keine Frage.

Der Wind bläst noch immer den Staub vor sich her, es ist kalt, und doch werden die Bäume schon grün.



„Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen"

Dieses Bild aus dem Fernen Osten, aus einem Seebad bei der japanischen Hauptstadt Tokio, zeigt, daß dort im Sommer der gleiche Drang nach Licht, Luft, Wasser und Sonne herrschen wie bei uns in Deutschland. Auch dort herrscht am Strande an schönen Sonntagen ein Massenbetrieb, und nur der Kimono im Vordergrund auf dem Bild verrät den Fernen Osten.



Der Pfingsthut

Heitere Geschichte / Von Iwan Heilbut

Er ging an jedem Morgen um zehn Minuten nach acht vom Hause fort, sein Ledertäschchen tragend in dem das Frühstück lag. Eine Viertelstunde später befand er sich am Bahnhof. Um acht Uhr siebenundfünfzig Minuten stieß er die Flügeltür des Bürohauses auf, in welchem er seit einundzwanzig Jahren als Journalbuchhalter beschäftigtwar; um acht Uhr siebenundfünfzig Minuten betrat er das Kontor, um sogleich aus dem Geldschrank die Bücher zu holen, die ihm das Leben bedeuteten. Und wenn sich von der Wanduhr her neun dunkle Schläge hören ließen, so steckte er die Feder in die Tinte und begann.

Das war Herr Philipp.

Von Frau Philipp ist in der Hauptsache zu sagen, daß sie eine Stimme besaß, mit der sie sozusagen pfeifen konnte. Dies genügt vorerst zu ihrer Charakterisierung.

*

Zu Pfingsten schenkte Frau Philipp ihrem Mann einen Hut. Einen hohen grauen steifen Hut. Und um die Wahrheit zu sagen, dachte Herr Philipp, als er ihn mit gerührtem Blick in Empfang nahm . . . ja, er hörte es deutlich inwendig sprechen:

Diesen Hut . . . diesen Hut werde ich nie . . . niemals tragen

Jedoch indessen fühlte er schon die in Erwartung sich verkleinernden Augen, die Blitze nach ihm schossen. Er legte seine Hände an die Schläfen der Gattin, sagte: „Ich danke dir, Liebe —" und küßte in unhörbarer Andacht ihre geneigte Stirn.

Darauf setzen sie sich nieder, aßen vom Kuchen, jeder ein Stück, tranken aus den Festtagstassen, und Frau Philipp unterrichtete Herrn Philipp detailliert über die Kosten ihres Geschenks inklusive Fahrgeld.

Herr Philipp schielte, indem er trank, über den Rand seiner Tasse . . . nach dem Hut.

„Gefällt er dir etwa nicht?" fragte sie drohend.

„O, er ist wunderschön, Liebe."

„Setze ihn auf."

Er tat es, aber sein Kopf war ihm fühllos wie ein Stein. Er spürte nichts.

„Nun nun —" sagte Frau Philipp . . . „Wir werden in einem Automobil durch die Stadt fahren."

Unvermittelt, wie ein Blitz aus der Bläue, zickzackte diese Mitteilung durch Herrn Philipps Gemüt.

Der Hut — dachte er.

„Sehr schön, meine Liebe", sagte er.

*

Frau Philipp ging fort, das Automobil zu besorgen. Und Herr Philipp ging in die Schlafstube hinüber, schloß das Fenster, setzte sich auf den Bettrand und weinte beinahe. Dann, mit einem plötzlichen Wutschrei, sprang er auf die Füße und rannte in die Küche hinaus. Dort ergriff er das Holzhackbeil, eilte zurück ins Schlafzimmer, legte den Hut aufs Bett, hob das Beil über den Kopf — aber ächzend vor Verzweiflung, ließ er es daneben in die Daunen sausen. Er brachte das Beil an seinen Platz auf dem Block zurück.

Dann saß er wieder am Bettrand, nahm den prächtigen grauen Hut zwischen die Hände und starrte ihn an. Erst als der Schlüssel an der Haustür rasselte, kam er zur Besinnung zurück und eilte auf den Korridor.

„Das Automobil steht draußen!" rief ihm seine Frau entgegen. „Hinaus, du Langstiel! Es kostet Taxe!"

Herr Philipp griff nach seinem funkelnden Spazierstock mit dem silberblitzenden Griff, nahm die neuen lederartigen Handschuhe, die vor dem Spiegel der Garderobe lagen. Dann gab er sich innerlich einen Ruck. Er griff nach seinem alten bürgerlichen Hute, der oben auf der Garderobe in den Pfingstsonntag schlummerte.

„He?" sagte Frau Philipp.

„Ach so", sagte Herr Philipp, „. . . in der Eile . . . ja ja . . . frißt der Teufel Fliegen . . ."

Und er hängte den alten Hut an den Haken

Frau Philipp beobachtete ihn mit mißtrauischen Augen, bis er in der Schlafstube verschwunden war.

Als er herauskam, trug er den grauen Hut in der Hand. Der graue Hut machte zwischen seinen Fingern Bewegungen, als ob er sich entschuldigen wollte.

„Aufsetzen!" befahl Frau Philipp.

Herr Philipp setzte den Hut auf.

„Komm", sagte Frau Philipp, „es kostet Taxe."

Man muß den Tatsachen ins Auge sehen können, sagte Herr Philipp zu sich selber. Er ging über den Flur in die Stube, stellte sich vor den Spiegel und starrte hinein. Seine Knie zitterten. Es war eine Tatsache: Er hatte einen hohen grauen steifen Hut auf dem Kopfe.

Neben ihm schrie und sprang sein kleiner Hund.

*

Als Herr und Frau Philipp Arm in Arm wie Jungvermählte die Steinstufen vor dem Hause hinuntergingen, war der Chauffeur eben dabei, das Verdeck herabzulassen.

„Was tun Sie, rief Frau Philipp und blieb stehen.

„Es wird Regen geben", sagte der arme Chauffeur.

„Ja, es wird Regen geben", kam ihm Herr Philipp schnell zu Hilfe, der den Hut auf dem Kopfe trug.

„Es wird keinen Regen geben!" zischte Frau Philipp „Wir wollen in einem offenen Wagen fahren!"

„Aber der Regen wird regnen", sagte der Chauffeur, „wenn's ihm paßt!"

„Das ist unsere Sache — verstehen Sie mich?"

„Nun, wenn dem Herrn sein schöner neuer Hut nicht leid tut", brummte der Führer mit einem spitzbübischen Grinsen und klappte das Verdeck wieder zurück.

Frau und Herr Philipp stiegen ein.

Frau Philipp setzte den kleinen Hund in ihren Schoß und ließ ihren Blick zu den Fenstern der umliegenden Häuser hinaufschweifen. Herr Philipp aber bemühte sich erfolglos, den Schlag zu schließen . . . bis endlich der Chauffeur, der schon vorn saß, die Hand nach hinten streckte und die Tür knallen ließ.

„Gott sei Dank", sagte Herr Philipp. Aber dann faßte er nervös mit der Hand an den Hut.

„Der Chauffeur tutete einmal und rief über die Schulter:

„Wohin?"

„Tuten Sie!" ordnete Frau Philipp an. „Es kommt noch einer."

„Wer kommt noch?" fragte Herr Philipp erschreckt.

Der Chauffeur tutete.

„Lauter!" befahl Frau Philipp. „Denn er schläft noch."

„Wer denn bloß?"

Der Arbeit Pfingsten

Von Bruno Schönlank.

Wie war es doch! Jahrzehnte erst vergangen,
Daß Marx und Engels unser Denken schufen
Jahrzehnte erst, daß hell Lassalle gerufen
Und Freiligrath und Herwegh für uns sangen.
Ein neuer Geist ward mächtig ausgegossen
Und mahnt wie einst: Verbrüdert euch, Genossen!

Klein war die Schar! Jetzt zählen wir Millionen
Ein heißer Wille schlägt in unseren Massen,
Pocht an Fabriken, vom Profit verlassen,
Ruft allem Werkvolk über Hast und Fronen:
Ihr selber müßt ein besseres Schicksal schmieden,
Arbeit der Welt und Ueberfluß und Frieden.

Hebt hoch das Herz! Aufblüht der Arbeit Pfingsten,
Will flammengleich die kranke Welt erneuern
In Kohlenzechen und in Schmiedefeuern
Wird gleicher Ruf noch Aermsten und Geringsten:
Im Stürmergeist müßt ihr zusammenstehen,
Soll sieghaft rot der Menschheit Fahne wehen!

Der Chauffeur tutete anhaltend. Die Hupe schrie. Sie hörte überhaupt nicht mehr auf. Ein Polizist, der ganz am Ende der Straße stand, drehte sich um. Es hörte sich an, wie wenn eine Kuh um Hilfe brüllte.

„Noch lauter!" schrie Frau Philipp.

„Lauter kann man nicht tuten!" schrie der Chauffeur zurück, er knautschte den Ball in der Hand zusammen. Und da war kein Fenster menschenleer.

Nun beugte Frau Philipp sich vor und rief:

„Schweigen Sie!"

Und als es still war, fügte sie laut hinzu:

„Das Getute ist nicht zum Aushalten, sage ich!"

„Wohin?" fragte der Chauffeur.

„Warten Sie."

*

Und Frau Philipp saß im Automobil, und neben ihr saß Herr Philipp. Er wagte einen scheuen Blick zu den Fenstern hinauf; und da er seinen Nachbarn, den dicken Triebel, im Hemde und nur mit der Werktagshose bekleidet — frisch wie er aus dem Bette gesprungen war — über den Balkon gebeugt erblickte, so fühlte er sich zu einem Gruß verpflichtet. Er zog also den Hut, und es wurde wirklich ein eleganter Bogen, so daß Frau Philipp äußerst zufrieden war.

Aber Herr Philipp, nachdem er die elegante Schleife mit dem Hut zu Ende geführt hatte, behielt ihn gar in der Hand. Seufzend holte er sein Taschentuch hervor und wischte innen den Lederrand sowie seine Stirn. Das war am Ende eine Motivierung dafür, daß er den Hut in der Hand behielt.

„Willst du denn deinen Hut nicht auf den Kopf nehmen?" fragte Frau Philipp an.

„Es ist mir heiß, Liebe", sagte Herr Philipp. Und der Schweiß rann ihm wirklich aus dem Schläfenhaar über die Wangenknochen.

„Ich werde dir eins an die Ohren geben — vor allen Nachbarn."

„Ich ersticke unter diesem Hut."

Herr Philipp erhielt einen Faustknuff gegen das Bein. Es tat weh wie ein Geschoß.

„Wohin?" rief der Chauffeur.

„Geradeaus!" rief Frau Philipp. „Wo's schön ist, spazieren zu fahren. Ins Grüne!"

Der Chauffeur schien sich die Worte zu überlegen. Es entstand eine Pause. Frau Philipp glaubte von den Fenstern Gelächter zu hören. Sie kniff Herrn Philipp nachsichtslos in den Arm. Herr Philipp setzte den Hut auf den Kopf.

„Los!" rief Frau Philipp. Sie fürchtete von seiten ihres Mannes etwas Elementares. Ab und zu kam dergleichen vor. Sie pflegte ihn dann mit Bileams Esel zu vergleichen, der auch ab und zu überraschend zu sprechen begann.

„Los!" schrie sie noch einmal. Nun konnte es nicht schnell genug gehen.

Das Automobil setzte sich in Bewegung: „Du hast uns vor allen Leuten blamiert", hauchte Frau Philipp vor Wut.

Herr Philipp nahm mit einer plötzlichen Bewegung den Hut ab.

„Nun setze ich ihn überhaupt nicht mehr auf", schrie er. Er stellte den Hut unters Polster.

„Ich werde dir das nie vergeben", sagte Frau Philipp. Sie fuhren durch eine grüne Chaussee.

Er schwieg.

„Daß du mir das angetan hast."

Er schwieg

„Warte du nur, bis ich dir wieder etwas zu Pfingsten schenke. Zu deinem Geburtstag hatte ich mir schon so etwas Schönes ausgedacht."

Er schwieg.

Dann sagte er: „Ich schenke dir den Hut zurück."

„Das also ist der Dank dafür, daß ich dir eine Freude machen wollte."

Da taumelte er in die Höhe, wild fuhren seine Hände unter das Polster — und der graue hohe steife Hut flog wie ein Bumerang durch den Wind. „Danke", brüllte Herr Philipp ihm nach, „dankee, dankeeh . . ."

*

Frau Philipp, aufgesprungen wie bei einem Naturwunder, sah hinter dem fliegenden Bumerang her — aber er kam nicht zurück.

„Halten! Chauffeur! Halten!" kreischte sie und schlug ihm mit den Fäusten in den Rücken.

Der kleine Hund trompetete vor Begeisterung.

Nach einigen Sekunden stand das Auto still. Sie stieß mit den Knien gegen die Tür und fragte nichts danach, ob es weh tat. Aber in dem Augenblick, als sie den Tritt hinunterflog, fuhr ein mailicher Wagen, mit Birkenzweigen auf dem Kutscherbock und am Rande, vorbei . . . Und schon trug das Rößlein, das vorne trabte, um das Bein, kurz oberhalb des Hufes, wie eine graue Manchette — den Hut des Herrn Philipp. Der Deckel war glatt durchgehauen.

„Mein Hut! Zu Hilfe!" gellte die rasende Frau; sie lief gebückt neben den klingenden Hufen. Das Pferd suchte von sich aus mit Seitwärtsbewegungen des fraglichen Beins die Unannehmlichkeit loszuwerden. Der Kutscher zog an den Zügeln.

Viele Passanten standen rundherum. Der Besitzer des Wagens kniete neben dem Tier, um es von dem Hut zu befreien. Auch Herr Philipp war langsam herangekommen.

Der kleine Hund in seinen Armen guckte neugierig zu.

Die Leute fanden es zum Lachen, wie die Frau hin und her sprang und tobte. „Mein Huuuuut!" Sie fletschte die Zähne und verlangte Ersatz für den Hut, der die einzige Freude ihres Mannes gewesen wäre . . ." „Mein Huuuut!"

Aber der Kutscher überreichte ihr den Hut, stieg auf den Bock und knallte mit der Peitsche. Es war kein Polizist in der Nähe. Frau Philipp mußte den Zügel lassen, er hätte sie sonst itgeschleifft. Der Wagen fuhr davon.

Da stand sie nun. Sie hielt die Ruine des Hutes in den Händen.

Eine Frau mit blauen Augen und schneeweißem Haar faßte sie bei der Hand und wollte trösten.

„Alles ist Bestimmung, Bestimmung vom Himmel", sagte sie sanft.

Aber die Folge davon war, daß Frau Philipp nun auch dem Himmel zu fluchen begann, der da zugelassen hatte, daß ihr Hut, ihr Hut . . .

*

„Tröste dich, meine Liebe", sagte Herr Philipp, der den kleinen Hund in den Armen trug. „Tröste dich!" Ich werde im Winter besser verdienen, in den Bilanztagen werde ich zwanzig Stunden lang arbeiten. So ist es doch gut? Wir kaufen dann einen neuen Hut, auch einen für dich, wenn du willst. Vielleicht möchtest du selbst so einen steifen, hohen, grauen —? Also ganz wie du willst. Beruhige dich doch, Amanda. Und mein alter grüner Hut hält noch schön und gut seine drei Jahre. Nun komm."

Frau Philipp schwieg. Wenn sie nicht laut herausweinte, so war es nur aus Stolz. Aber sie war, für diesen Tag, eine gebrochene Frau.

Und niemand lachte. Auch der Verlust eines Hutes kann schmerzlich sein.

Der Chauffeur ließ sich seine Fahrt bezahlen und fuhr ab.

Sie strichen an den Häusern dahin. Da nahm Frau Philipp einen Vorsprung von etwa zehn Schritt vor ihrem Gatten, und er ließ ihn ihr, denn er wußte, daß sie sich tief hätte schämen müssen, an der Seite eines Menschen zu gehen, der keine Kopfbedeckung trug — und das am Pfingsten —. Sah das nicht gerade so aus, als ob Philipps sich einen Pfingsthut nicht leisten konnten?

Als sie in ihre Gegend kamen, blinzelten sie nach den Fenstern. Aber die Nachbarn, auch der dicke Triebel, waren schon wieder zu Bett gegangen.

Sie schlichen die halbdunkle Treppe hinauf. Oben angelangt, stellte Herr Philipp sich gerade hin und sagte:

„Ich hoffe, daß dieser Hut unser eheliches Leben nicht tiefer berührt."

Frau Philipp schwieg.

Und sie standen beide in ihrer Wohnung und sahen sich um, um den Feiertag an nützliche Arbeit zu verwenden.

Kulenkamps Pfingstreise nach Remmsdorf

Von Robert Misch.

Ja, nun war der zehntägige Urlaub da — Pfingsten stand vor der Tür, und das Geld hatten sie schon den Winter über eifrig zusammengespart, so daß Mama Kulenkamp von ihren 180 Pfund Lebendgewicht mindestens zehn eingebüßt hatte. Aber die billige Nahrung und die gute Luft in Remmsdorf würden es wieder gutmachen. Das hatten ihnen Krauses empfohlen, die sich dort voriges Jahr im Sommer sehr wohlgefühlt und sehr wenig Geld ausgegeben hatten. Außerdem konnte man zum Teil den billigen Extrazug benutzen.

Seit gut acht Tagen packten sie schon ein. Dreimal mußte der große und der kleine Reisekorb aber wieder umgepackt werden; denn entweder fehlte etwas Wichtiges oder weniger Wichtiges mußte hinaus, wegen des Gewichts. Und Hansjörgen und Hannelore lagen sich in den Haaren — jedes wollte nur seine Spielsachen mitnehmen. Frau Kulenkamp schlief natürlich nicht in derNacht vor der Abreise — hundertmal überzählte sie in Gedanken die mitgenommene Habe. Um vier Uhr stand sie schon auf, trotzdem der Zug erst nach acht Uhr ging. Hansjörgens Hosen mußten noch zuletzt geflickt werden; aber der Bengel wollte sie so nicht anziehen, bis ihn Vater übers Knie legte.

Endlich stand die Pferdedroschke vor der Tür. Der Kutscher kraute sich bedenklich den Kopf, als er Madame Kulenkamp, die übrigen und das große und kleine Gepäck (sieben Stück) erblickte. Der ganz Kleine mußte auf Mutters Schoß sitzen. Die Leute auf der Straße blickten lachend dem „Lastfuhrwerk" nach. „Wenn das man jut jeht", dachte der brave Kutscher — da, bums, löste sich das rechte Hinterrad — die beiden Körbe fielen auf den Damm. Straßenauflauf — Schupomann — Geschrei und Gefluche, dem der Papa ein Ende machte, indem er dem Kutscher drei Mark gab und ein leeres Auto heranwinkte, das sie mit Hilfe eines Trinkgeldes schnell zum Bahnhof beförderte. Als sie den Bahnsteig betraten, fuhr ihnen aber der Extrazug gerade vor der Nase weg. Man tröstete sie jedoch: in einer Stunde fuhr ein Nachzug ab. Vater benutzte diese Zeit, um ein Glas Bier zu trinken. Und dann kam der große Sturm auf den Nachzug. Kulenkamps und auch andere Leute irrten jammernd an dem Zug entlang — alles überfüllt! Schließlich wurden noch zwei Waggons angehängt, und die Familie konnte sich „verstauen". „Häringskiste" murmelte der Papa wütend — nicht mal einen Skat konnte man spielen. Den kleinsten Jungen mußte die Mama auf ihren Schoß nehmen. Sie seufzte aber doch befriedigt auf, als man endlich saß. Als jedoch eine Stunde später die Familie den Freßkober benutzen wollte, war er zur Hälfte leer, die der verdammte Junge während des Durcheinanders ganz still vertilgt hatte. Klaps und Klagegeschrei, in das sich die Mitreisenden mit guten Lehren über Erziehung und Strafen mischten. Papa Kulenkamp verschwand dann plötzlich aus dem Abteil — er wollte einmal andere Gesichter um sich sehen.

Eine Weile ging alles gut — aber dann wurde es sehr schwül — der Kleine brüllte aus Leibeskräften, so daß die Dame auf dem Eckplatz einige spitze Bemerkungen über artige und unartige Kinder machte, was sich die Mama natürlich nicht gefallen ließ. Endlich war man an der Station, von wo sie das Bimmelbähnchen nach Remmsdorf bringen sollte. Das Zügle fuhr aber erst in 15 Minuten ab. Als man abfahren wollte, fehlte der große Bengel. Herr Kulenkamp beschwor den Zugführer mit guten Worten und einigen Zigarren, zu warten. Die Frau suchte und fand ihren Sprößling spielend in einem alten Güterwagen.

Als man endlich ankam, seufzte die Mutter tief auf und meinte: „Riecht man nicht schon die Waldluft? Und nun wollen wir 'ne Wohnung suchen gehen."

Und Papa steckte sich eine Zigarre an und dachte: „Ferien — baden — ausschlafen — im Grase liegen. — Pfingsten — Pfingsten — Pfingsten, du liebliches Fest!" Denn an solchen Tagen wurde er sogar poetisch.



Pfingstwanderung

wie sie sich Moritz von Schwind vorgestellt hat in seinem Gemälde „Ein Wanderer blickt in eine Landschaft", Schack-Galerie, München.

Pfingsten im Graben

Von Pieter Pott.

Pfingsten in den Kampfgräben an der Westfront — — — das war meist ein Fest der Enttäuschung und der Ernüchterung nach irgendeinem großen „strategischen Schlag".

Während im Winter die Kampffronten durchweg „eingefroren" waren, und die Heeresberichte ihr eintöniges „Im Westen nichts Neues" in die Heimat funkten, ging im März spätestens Anfang April, der große Rummel los. Irgendeine Offensive setzte ein, 1915, 1916 und 1917 von Seite der Entente. 1918 folgte der große deutsche Schlag gegen Amiens und Compiegne.

Meist war irgendeine Frühjahrsüberraschung dabei.

Im Frühjahr 1915, und zwar am 22. April, führte man zum ersten Mal bei Ypern einen „Blasangriff mit Chlorgas" durch, bei dem 5000 französisch-englische Infanteristen auf der Strecke blieben.

Im Frühjahr 1916 hatte man eine andere „Frühjahrsneuheit". Die Franzosen führten zum ersten Mal das Artillerie-Gasschießen ein, das allerdings von atmosphärischen Einflüssen, vor allem von der Windrichtung erheblich beeinflußt war. Diese „Mängel" beseitigten im Frühjahr 1917 die Engländer dadurch, daß sie sogenannte „Gasminenwerfer" in die vordersten Gräben schickten und dadurch ein Kampfgas mit der genügenden Dichte erzeugte, das einen gefahrlosen Infanterieangriff durchführen ließ.

Im Frühjahr 1918 gab es dann eine andere Neuheit, den Tank. Zusammen mit der Verdichtung des Gaskampfes, der im Frühjahr 1918 17 Millionen Gasgeschosse allein von seiten der französischen Artillerie verschluckte, war der Tank die große Frühjahrssensation.

Das Osterfest stand also meist mitten am Höhepunkt einer großen Schlacht. Entweder rannten die Franzosen oder die Engländer oder die Deutschen gegen irgendeine Grabenfront an Vier, fünf, sechs, acht Wochen wurden getrommelt und angegriffen, dann setzte die übliche Erschöpfung der Kampffronten ein — — — und dann war meist auch das Pfingstfest da.

Von diesen Pfingsten hat man in den vorderen Gräben allerdings sehr wenig gemerkt. In der Etappe stellte man Pfingstbäumchen vor die Kommandantur oder schlachtete einen Pfingstochsen mit großem Tamtam. Irgendein Feldgeistlicher reiste von Unterkunft zu Unterkunft, von Lager zu Lager und hielt seine Pfingstpredigt ab. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wie es damals eben nicht anders möglich war. Lediglich in den Kampfgräben gab es keinen Gottesdienst. Da war entweder tiefe Ruhe zwischen den Fronten oder irgendein Gegenangriff oder ein Sperrfeuer raste über das Trichtergelände hinweg.

Am letzten Pfingstfest des großen Krieges lagen wir am Stoßkeil der deutschen Angriffsfront bei Montdidier. Die Gräben waren alle frisch ausgegraben. Die Geschütze standen hinter schlechten, behelfsmäßigen Deckungen. Unterstände für die Kommandeure gab es keineswegs. Man „deckte sich gegen Sicht" so gut es ging. Die Ablösung lag in elenden Hütten und Zelten. In die Häuser und Fermen rund um Montdidier konnte man nicht hinein. In wenigen Minuten, nachdem der Rauch aus dem Kamin stieg, schoß die feindliche Artillerie durchs Dach. Der frische Frühling lag über den Gräben und den Drahtverhauen, eine blitzblanke Maisonne, die uns nach dem sechswöchentlichen Großkampf geradezu sonderbar vorkam, lachte über unseren Erdlöchern. Die Wiesen und Aecker, die Birken und Tannen standen in ihrem ersten Grün. Die Frühlingsblumen stießen aller Kampfhandlung zum Trotz zwischen den Drahtverhauen aus der Erde hervor.

Im übrigen war eine furchtbare Gleichgültigkeit und Müdigkeit über uns alle gekommen. Niemand grub sich tiefer in die Erde ein, als unbedingt nötig war. Langsam und träge schleppten die Schützengrabenkolonnen ihre Zementsäcke und ihre Schutzschilder in die vorderste Stellung vor. Selbst die hohen Offiziere des Divisionsstabes gaben ihre Befehle in einer merkwürdigen Schlaffheit, geradezu im Flüsterton.

Der Kommandierende General unkte vorne bei unserem Bataillonsführer regelmäßig über unsere strategische Lage, so zwar, daß wir jungen Dachse es ringsum hören konnten:

„Mir ist nicht recht wohl hier in dem Abschnitt, lieber Mayer. Wir sitzen hier vorne bei Montdidier sozusagen auf der Nasenspitze unserer Fronten. Wenn Sie uns diesen Sack nur nicht eines Tages eindrücken! Dann können wir einpacken! Da hilft uns kein Pfingstwunder darüber hinweg!"

„Pfingstwunder?" antwortete der Major. „Daran glaubt kein Mensch mehr in meinem Bataillon!"

Am nächsten Tag ging das große Geschieße an. Es war der Pfingstmontag, der uns jäh aus der Kampfruhe einiger stiller Maiwochen in die Hölle des Artilleriegroßkampfes wieder hineingerissen hat.

Die Gräben werden besetzt. Die Maschinengewehre fertig gemacht. Die Reserven rücken an. Die Grabengeschütze kommen vor, die Minenwerfer nehmen ihre breiten Mäuler ab und dann hackt das feindliche Trommelfeuer unbarmherzig in unsere Gräben hinein. Ein Unterstand nach dem andern knackt zusammen, ein Grabenstück nach dem andern wird eingeebnet. Eine Schützengruppe nach der andern muß zurückgenommen werden.

Ueber dem Donnerwetter des Kampfes aber leuchtet unentwegt die Frühlingssonne, die wie eine rote Kugel über dem Dunst unserer Gräben steht.

„Das ist das einzige Pfingstwunder, das uns bleibt!" sagt der Major, und zündet sich die kaltgewordene Pfeife an.

Erst am Abend, beim Einbruch der Dämmerung, setzt das Schießen aus und unseren Graben schluckt mit den Toten, den Verwundeten, der Zerquälten und müden Menschen die heilsame Nacht.



Der Pfingstochs

Heitere Pfingstskizze von Hermann Ler.

In Klein-Hinterbach war guter Rat teuer. Das Pfingstfest stand vor der Tür, und man hatte keinen Pfingstochsen. Wie mochten die Bauern der umliegenden Dörfer lachen, wenn am Pfingstsonntag nachmittags die Klein-Hinterbacher ohne Pfingstochsen auf der Pfingstwiese erscheinen würden. Dann würde ein Ochse aus einem der vier anderen Dörfer Preisträger werden, und die Tradition, daß seit Jahren Klein-Hinterbach den Pfingstochsen stellte, war unterbrochen.

Doch so weit war man einstweilen noch nicht.

Zum zweiten Male ging der Gemeinderat Klein-Hinterbachs von Stall zu Stall, um kritischen Blickes die Ochsen zu mustern.

Ja, Ochsen waren genug da, aber keiner, der zum Pfingstochsen taugte. Da haperte es an der Brust, da waren es die Beine, dort der Kopf, hier der Schwanz, die nicht gefielen.

Kurz und gut, als der hochwohllöbliche Gemeinderat zum zweiten Male alle Ställe der Bauern — und zwar durfte der Pfingstochse nur aus einem solchen Stalle sein, dessen Besitzer mehr als zwanzig Morgen Land sein eigen nannte — nach einem brauchbaren Pfingstochsen gemustert hatte, war immer noch kein Ochse gefunden worden, der würdig wäre, als Pfingstochse gekrönt werden zu können.

Vergebens schüttelte man den Kopf. So etwas war in Klein-Hinterbach noch nicht vorgekommen. Das ganze Dorf war in Aufregung. Auf den Gassen, in den Höfen standen Frauen und Männer schwatzend, die Jungen lärmten aufgeregt, die Hunde bellten.

Ja, ja, woher einen Ochs nehmen und nicht stehlen?!

Als Hannes, der Ortsschultheiß, nach Hause kam, waren alle hochbetrübt. Seine Frau, die Kathrin, schluchzte, die Großmagd Stina schneuzte weinerlich in die Schürze.

Nur Mina, seine Tochter, stand da und — lachte. Sie wußte einen, der einen prächtigen Ochsen im Stalle hatte, der zum Pfingstochsen taugte. Karl, ihr heimlich Verlobter, den die Eltern nicht zum Schwiegersohn mochten, weil er nicht reich genug war, besaß diesen stattlichen Ochsen.

Der Schultheiß konnte Minas gute Laune nicht begreifen. Mina lachte, lachte, daß ihr flachsblondes Flechtwerk um das rosige Köpfchen spielte, und drehte sich tanzend im Kreise.

„Mina!" Zornig rief es der Schultheiß. „Du lachst?!"

Mina lachte noch mehr, packte den Vater und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Schultheiß nickte freudig. Doch da schüttelte er wieder den schweren Bauernkopf.

„Geht nicht — der Karl hat keine zwanzig Morgen."

Kathrin horchte auf, sah Mina an. Weiberschläue!

„Hannes", sagte Kathrin, „eines Tages muß es doch sein. Gib Karl die Mina zur Frau; sie bringt ihm dreißig Morgen Land mit, dann kann sein schöner Ochs Pfingstochs werden, und ihr im Gemeinderat seid die Sorge los, und unser Dorf braucht sich nicht zu schämen."

Der Schultheiß schüttelte seinen Kopf. „Die Mina — dem Karl? Erst muß ich den Ochsen sehen."

Gesagt, getan. Der Schultheiß ging zum Karl. Mina ging mit.

Wahrhaftig, da war ein Ochs. Ein Prachtvieh! Mina kraulchelte das Tier am Halse. Wie die sich mit dem verstand! Was für eine Brust, ein Gehörn und ein Gebein! Der machte den Preis.

„Karl, das gibt den Pfingstochs!" sagte Hannes.

Karl sah den Schultheiß groß an. „Ja, aber ich hab' bloß elf Morgen."

Der Schultheiß überlegte lange, lange. Mina ließ den Ochsen stehen und trat zu Karl.

„Nimm die Mina, dann hast du vierzig Morgen. Wir müssen doch einen Pfingstochsen haben!" sagte der Schultheiß.

Am Pfingstsonntag war in Klein-Hinterbach eitel Freude. Karls Ochse hatte den ersten Preis, und das will was heißen!

Ein Pfingststrauß

Von Bernhard Flemes (Hameln).

Buschwindröschen. An einem frühen Lenzmorgen stand der Wind am Waldsaum und tändelte mit den Haselkätzchen, als plötzlich in der sonnigen Höhe ein silbernes Schwirren erwachte. Selig erschrocken schwang sich der Wind empor, ergriff den zarten Lerchengesang und legte ihn, außer sich vor Freude, der Erde ans harrende Herz. Das tat einen vollen, frohen Schlag. Alle blassen Keime begannen sich zu rühren, die Würzelchen arbeiteten heftiger und die Knospen wurden zusehends dicker.

Am meisten wurden die Buschwindröschen von der freudigen Unruhe der Erde ergriffen. Ehe noch jemand an sie gedacht hatte, standen sie auf ihren dünnen Beinchen zitternd u. noch ein wenig verschlafen da, denn es ging bei ihnen eine alte Sage: Dasjenige würde am schönsten erblühen, das am frühesten den Gesang der Lerchen erlauschte und ihn am innigsten aufnahm. Da waren nun alle in bebender Bereitschaft. Welche hatten vor Erregung ganz rote Bäckchen gekriegt.

Aber seit die ersten aus der Erde waren, hatte die Nebelfrau graue Fäden vor den Himmel gesponnen, worüber die Lerchen so erschraken, daß ihnen alle Singelust verging. Dazu sprang eines Morgens der Graupelkerl in den Wald und prasselte zwischen die Stämme, daß den Buschwindröschen Hören und Sehen verging. Und als der Schlimme auf seiner Wolke in die Ferne ritt, da lag es weiß und eisig auf dem Waldboden, und den Blüten hingen die hellen Tränen im Antlitz.

Als das Abendrot noch einen schüchternen Blick in die weiße Welt tun wollte, schritt der Heiland den zertauenden Waldsaum entlang. Dem klagten sie ihre Not.

„Ihr holden Närrchen", begann er mit sanftem Schelten „Glaubt doch nicht, daß eines von euch das Bevorzugte sein könnte, denn jedes nimmt das Auferstehungswunder mit der Kraft zur Freude auf, die ihm der Schöpfer gegeben hat. Und jedes erblüht in dieser seiner Freude, eines mehr, das andere weniger."

Und er griff in seinen Busen, an dem sich die erschrockenen Sänger der Lüfte geborgen hatten, und ließ einen von ihnen in den Himmel schwirren. Da sank eine selige Freude auf die Blumen, erwärmte sie innerlich und machte sie stark, die eisige Nacht zu überstehen.

Salweide. Ein Dirnchen ging, an jedem Arme einen Liebhaber, dem kahlen Walde entgegen. Alle drei pfiffen einen lustigen Gassenhauer. Plötzlich hörte die Kleine auf. — „Na, Lisettchen, weiter gepfiffen!"

Und die beiden Männer setzten mit voller Kraft wieder ein. Sie wehrte ab und deutete auf die kupferne Buchenwölbung, wo eine Amsel dem Weibchen tönende Strophen zuwarf. Die beiden hörten auf und horchten gleichfalls. Alle Menschen, die am Waldsaume entlang schlenderten, verhielten den Schritt und lauschten. Der an Lisettchens rechtem Arme ging, wollte einen quanten Witz dazwischen werden, aber die Kleine sah ihn so eigen an, daß er ihn für sich behielt. Der andere aber schob zwei Finger in den Mund und stieß ein paar gellende Pfiffe aus. Da flog die Amsel aus dem Buchenwipfel in einen Salweidenbusch. Es war eigentlich nur noch ein Besen, an dem ein wenig duftendes Gold hing, denn viele Hände hatten von ihm gerupft, so daß er nun steif und stakig dastand.

„Komm, Lieseken, den Rest für dich!"

„Nein, nein!" rief sie angstvoll, „laß sitzen! Nicht abpflücken!" — Der Mann, der eben den letzten Blütenzweig brechen wollte, sah sie erstaunt an.

„Nicht doch!" bat sie leise und hatte feuchte Augen.

„Aber weshalb denn nicht?" fragte er. „Du solltest doch die Kätzchen haben!"

Sie antwortete nicht, blieb vor dem Busche stehen und schluchzte in ihr Tüchlein. Und aus dem leisen Schluchzen wurde ein Weinen, daß die schmalen Schultern rüttelte. Leute wurden aufmerksam.

„Mädel, du erregst Aufsehen, benimm dich doch!"

Sie hörte nicht auf.

„Alberne Gans!" knurrte der andere. „Komm Gustav, laß sie heulen! Wollen uns doch ihretwegen hier nicht blamieren!"

Sie gingen rasch davon. Lisette aber trat zu dem zerrupften Busch, streichelte seine glatte Rinde, legte die Wange an den Stamm und weinte.

Maßliebchen. Auf dem Balken, an dem die alte Winde hing, saßen die Stare und ließen ihre silbrigen Strophen sprießen. Hin und wieder fiel eine in den kühldämmrigen Hofraum.

Stufe um Stufe kam ein sechsjähriges Bürschchen die Kellertreppe der unteren Wohnung herauf. Am Treppengitter räkelte er ein Weilchen und sah verlangend nach dem Grasbeet, auf dem eine Buschrose ein kümmerliches Dasein führte. Mitten im Gras aber kämpfte ein schmutziges Maßliebchen um sein bißchen Leben.

Der Junge stand, sah nach dem Kellerfenster, wo die Mutter am Plättisch stand, sah nach dem Maßliebchen, tat einen Schritt vorwärts und rasch wieder einen zurück. Seine blauen Augen klommen scheu die schwarzen Wände hinauf bis dahin, wo die Hauswirtin im zweiten Stock Fensterwache hielt. Da tauchte ihr fetter Kopf auf. Der Junge stand wie ein Stock an der Kellertreppe und blitzte das magere Blümchen an. Nach einer Weile hob sich sein Kopf wieder, lauschte — lugte. — Dann tat er einen Satz, war mitten auf dem Rasen, streckte die Hand nach dem Blümchen — —

„Paß uff, du Kreete, wißte ma aus de Anlagen raus!? Vorchtet Jahr ha'k det Beet erst anjelegt, un nu trampelt det Volk rum, as wenn't keene Arbeit un keen Geld nicht gekost't hat un — —"

Die Kellerstiege klang unter dem Tritt von des Jungen Mutter.

„Wat haben Se sich da schon wieder?" rief sie hinauf und stemmte die Arme auf die Hüften. „Nich mal uff den ollen Schutthaufen soll det Kind 'n Been riskieren? Haben Se woll H'azinthen druff oder Goldlacken? Da stell ik mir mit sämtliche Beene druff, da — — —"

Der Junge hörte nichts von dem Streit. Er [illegible] seinem Blütchen in den Keller gehuscht, hatte es in ein Glas getan und stand mit glänzenden Augen vor dem Wunder.

Himmelsschlüssel. Das unterirdische Gären und Brodeln des Frühlings wurde immer drängender. Warm schien die Sonne in die Talmulde und der Bach war eitel blanke Lebensfreude. Die Gründe barsten im Uebermaß des Werdeglücks und überall quoll es golden in dicken Blütenhorsten auf. Dazu tönten die Hummeln, suchten sich gelbe und bunte Falter, stürzten die Vögel ihre Strophen heraus. Und Himmelsschlüssel leuchteten, wohin der Blick nur traf. — Der Mädchenschar, die mit ihrem Lehrer plappernd und zwitschernd wie ein Starenschwarm durch den Wald trieb, stand die Frühlingslust golden in den Augen. Sie trugen Kränze von Blüten und waren — selbst die paar Schmuddeltöpfe der Klasse — in ihrer kindlichen Ausgelassenheit so leuchtkräftig wie die Blüten im Quellgrund.

Der Führer der Schar blieb stehen, um auf zwei Mädchen zu warten, die zurückgeblieben waren. Er sah, daß sie vor einem dicken Blumenhorst knieten und immer zärtlich die blonden Dolden und flaumigen Schäfte streichelten. Und plötzlich fielen sie sich beide um den Hals, umschlangen und küßten sich. In dem Augenblick sahen sie, daß er sie beobachtete, kamen heran und bargen ihre Beschämung unter verlegenem Fragen. — Der erfahrene Mann lächelte, zündete umständlich seine Pfeife an und sagte launig: „Racker ihr, laßt jetzt die Schulweisheit ruhen! Freßt euch nur voll des goldenen Ueberflusses der Welt. Im übrigen ist es leichter, einen Sack Flöhe zusammenzuhalten als euch Quirle. Voran! Marsch!"

Dr. Klack will sich zu Pfingsten verloben

Von Victor Helling.

„Aergerlich!" sagt Dr. Klack, der sich, ein Taschentuch mit einem Knoten in der Hand haltend, seit zehn Minuten den Kopf zerbrach, was dieser Knoten zu bedeuten hat. „Es war doch etwas ganz Wichtiges," zwingt er sich zu starkem Nachdenken, „wie wäre ich sonst darauf gekommen, den Knoten ins Tuch zu machen. Erhebt sich nur die Frage: ad Eins) Was wünschte ich zu verknoten beziehungsweise woran wünschte ich unbedingt erinnert zu werden?

Er fand keine Antwort und wollte das Tuch mit dem Knoten, das er bei einer zerstreuten Handbewegung aus der Tasche gezogen hatte, gerade wieder als höchst lästigen Störenfried inmitten seiner eminent wichtigen Arbeit in die Tasche zurückschieben, als das Tischtelephon klingelte. Eine Frauenstimme sagte: „Sind Sie sehr böse, daß ich Sie in der Arbeit störe, Herr Doktor? Hier ist Frau Herlasgrün. Und ich wollte Sie nur erinnern, daß Sie uns zugesagt hatten, am ersten Feiertag uns Ihren Tischbesuch zu schenken …"

„Donnerwetter! Das war's!" entfährt es Klack. „Beziehungsweise, ich wollte nicht Donnerwetter sagen, sondern Heuroka", entschuldigte er sich sofort. „Und Sie haben natürlich ganz recht. Gnädige Frau: ich bin in eine äußerst schwierige Forschung vergraben. Was mich nicht hindert, Ihnen nochmals zu danken. Ein Knoten."

„Also, Sie werden pünktlich um halb zwei hier erwartet. Guten Morgen, lieber Herr Doktor!"

Klack löste lächelnd den Knoten in seinem Tuch. Die Einladung zu Herlasgrüns — das war es gewesen, an was er sich hatte erinnern wollen. Weiß Gott, die Arbeit machte einen für alles Private und abseits Liegende blind und taub! Daß er das hatte vergessen können — diesen bedeutungsvollen Tag! Den Tag, an dem er sich Entscheidendes vorgenommen hatte. Ellinor Herlasgrün war jung und reizend, und das letzte Mal war sie ganz entzückend gewesen. So entzückend, daß er sie fragen hatte wollen, ob es ihr genau so gehe wie ihm: ob sie sich auch immer freue, wenn sie ihn sehe. Es war noch nicht zu dieser Frage gekommen, die in Klacks Augen nicht anderes bedeutete, als eine Frage fürs Leben. Es sollte die Einleitung zu einem Heiratsantrag werden — mehr noch: sie sollte ein Heiratsantrag selbst sein, beziehungsweise werden.

Und nicht viel, er hätte die wichtige und entscheidungsvolle Gelegenheit im wilden Drange der Arbeit verpaßt — „gewissermaßen an der Minute ausgeschlagen, was keine Ewigkeit zurückbringt". Immerhin, heute war erst Freitag — bis Sonntag, wenn er flott durcharbeitete, hoffte er die diffizielе Materie restlos gemeistert zu haben; dann war Zeit, sich als freier Privatmensch zu fühlen. Wunderbar gehoben durch den glücklichen Erfolg seiner historischen Forscherarbeit würde er vor Ellinor hintreten. Die ganze Gelehrtenwelt mußte ja aufhorchen über diese Arbeit! Und damit hatte er auch schon wieder die Feder in der Hand, um, förmlich eingemauert in Scharteken, Urkunden und kostbare Dokumente, in der angestrengten Beantwortung der Frage fortzufahren. „War der Baumeister und Geheimschreiber Karls des Großen, Einhard beziehungsweise Eginhard, als glücklicher Gatte Imma's, der Schwiegersohn des Kaisers?" Der Titel der Schrift war erst bedeutend länger gewesen, Dr. Klack war nicht wenig stolz, ihn auf rund zwei Zeilen zusammengestrichen zu haben. Er sah eine besondere Feinheit darin, daß er die Frage im Titel offen ließ. Er wollte nicht mit der Tür ins Haus fallen. Die gelehrte Welt sollte erst aufhorchen Dabei wies er haarscharf nach, daß Imma tatsächlich, allen Anzweiflungen zum Trotz, die echte und nachweislich eheliche Tochter Karls des Großen darstellte. Es gab da wunderbar gelungene Kapitel: „Imma's Geburt", „Imma wächst zur Jungfrau heran", „Imma wird geliebt", „Imma entschließt sich zur Flucht", „Imma's Entführung durch Einhard beziehungsweise Eginhard" — „Ein seliger Gatte stiftet das Kloster Seligenstadt zu Imma's Ehren" — es war ein unerschöpflicher Born, der aus den vergilbten Urkunden auf Dr. Klack zusprudelte und in klassisches Deutsch gesetzt ward. Klack nahm längst die Nacht zu Hilfe. Er kannte keine Ermüdung. Frau Huschke, seine Wirtschafterin, brachte alle drei Stunden heißen Kaffee. Klack erledigte sein Schlafbedürfnis stehend, die Mokkatasse in der Hand, an die Wand gelehnt. Immer tiefer schlürfte er in der seltenen Materie herum und ward geradezu vergnügt, wie die Arbeit fortschritt. Samstag nachts war er bis zum Kapitel gediehen: „Imma altert". Er strich das aus und änderte es um in „Imma wird eine gesetzte Frau". Die Feder flog nur so. Die Jalousien waren herabgelassen. Klack schrieb, er ahnte nicht, daß draußen heller Tag war. Sonntag vormittag starb Imma. Klack bekam feuchte Augen, so ergreifend glückte ihm die Schilderung. Dann begrub Einhard beziehungsweise Eginhard die entzückende Jugendgemahlin. Die Tante aller noch existierenden beziehungsweise (beziehungsweise war das Lieblingswort Dr. Klacks) aller inzwischen abgebauten Herrscherfamilien sank damit ins kühle Grab.

Klack sank erschöpft zusammen. Aber dann reckte er sich siegestrunken und diesmal goß er drei Kognacks in den Mokka. „Frau Huschke!" jubelt er.. „Machen Sie Licht! Die Schlacht ist geschlagen!"

Doch Frau Huschke erschien nicht, sie machte einen Pfingstausflug. Sie hatte Klack das umständlich erzählt, aber er hatte nichts gehört. Er hatte nur gesagt: „Schon gut. Nicht stören. Hier wächst das Gras. Kaffee. Gehen Sie endlich!" Und da war Frau Huschke gegangen.

Klack zog die Rolläden hoch. „Sieh einer an — heller Tag!" wunderte er sich. Dann sah er nach der Uhr. Es war halb Vier. Nachmittags. Und Pfingstsonntag. Es stand in der Zeitung, die durch den Türschlitz gesteckt war. Schwarz auf Weiß. Klack schlägt sich mit der Hand vor die Stirn. „Himmel!" durchzuckt es ihn — „ich bin doch eingeladen … bei Herlasgrün! Heute ist doch … der entscheidendee Tag!"

Im Nu ist Klack unter der Dusche. Eine Viertelstunde später ist er angekleidet. Allerdings vorm Spiegel erschrickt er, weil ein völlig fremder Mann im Spiegel steht, der einen Vollbart trägt. Der Vollbart ist nicht schön gewachsen, aber er ist da. Rasieren kann sich Klack nicht. Aber wozu auch? Er besinnt sich, daß auch Karl der Große und Einhard beziehungsweise Eginhard einen Vollbart getragen haben. Es hat weder die fünf Gemahlinnen Karls noch die liebreizende Imma geniert.

Infolgedessen darf Klack es wagen, so, wie er ist, zu seiner Angebeteten zu eilen. Er wirft sich in eine Taxe. Er bedauert, daß die Blumengeschäfte geschlossen sind. So landet er zwar mit leeren Händen, aber das Herz geschwellt bei Herlasgrüns.

Man empfängt ihn erstaunt und auffallend kühl. Er eilt, weder das eine, noch das andere merkend, auf die Tochter Ellinor zu, die so jung und reizend — nein, die heute ganz entzückend ist, und sieht nur verschwommen, daß ein junger Mann neben ihr steht. Klack holt Atem und lächelte: „Spät kömmt er, doch er kömmt! Die Arbeit, die wichtige, atemraubende Arbeit, die wohlgelungene Arbeit — sie ist fertig, gnädiges Fräulein. Und nun stehe ich hier — ich darf mich meines Erfolges schmeicheln — und frage Sie: Imma, freuen Sie sich auch immer so, wenn Sie mich sehen, Imma?"

Aber da ist natürlich gar keine Imma. Da ist plötzlich auch keine Ellinor mehr. Da steht nur eine kleine, etwas korpulente Dame mit hochrotem Antlitz vor Ewald Klack und sagt: „Wir hätten uns mehr gefreut, wenn Sie zu Tisch gekommen wären. Wir haben sehr lange mit dem Essen gewartet. Aber es wurde trotzdem ganz schön und sehr feierlich. Meine Tochter Ellinor hat sich — Sie erlauben, daß ich Sie bekannt mache, zwischen Fisch und Nierenbraten mit Herrn Otto Schauwecker verlobt."

Klack steht reichlich ratlos da Endlich sagt er: „Richtig — Ellinor! Nicht Imma! Entschuldigen Sie — beziehungsweise Ellinor herzlich beglückwünsche."

„Ich glaube, sie darf sich in der Tat beglückwünschen," sagt die Mama.



Die schöne Welt

Tiroler Landschaft bei Mösern mit Blick auf die Hohe Munde.

Das Tor der Ewigkeit

Hohe Mauern von kaltem Sandstein auf zwei Seiten, die schmutzigroten Backsteinwände des Gefängnisses auf den beiden anderen. Ein rauhes Kopfsteinpflaster. Jenseits der Mauern konnte man einen Blick auf die verwahrlosten Rückseiten heruntergekommener Mietkasernen werfen; in dem ersten Morgendämmern lagen alle Dinge mitleidlos und hart nebeneinander. Dies war der Gefängnishof in der Provinzialhauptstadt, die Stelle, wohin eine etwas summarische kanadische Provinzjustiz Menschen schickte, die bei Sonnenaufgang sterben sollen. Und in diesem Gefängnishof bewegte sich jetzt unbehaglich, verschlafen und doch erwartungsvoll eine kleine Menschengruppe. Angehörige der berittenen Gebirgspolizei standen da, amerikanische Scheriffs, die über die nahe Grenze gekommen waren, mit ihren brutalen, scharfen Gesichtern, und nervöse, hin und her huschende Zeitungsreporter. Das war wohl die Hauptsache. Nur einige sensationslustige Bürger der Stadt hatten sich nicht gescheut, so früh aufzustehen, um der öffentlichen Hinrichtung Buck Harrisons beizuwohnen.

Den Mittelpunkt der Szene, die dem ganzen Bild seine Bedeutung gab, bildete ein dreifacher Galgen aus rohen unbehauenen Fichtenstämmen. Die Zimmerleute hatten ihn schnell am Vorabend aufgerichtet, sie hatten geflucht und ausgespuckt, während sie hämmerten und sägten. Sie hatten Gott gedankt, als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, und waren unbehaglich, wie mit schlechtem Gewissen, verschwunden, sobald der letzte Hammerschlag getan war. Die Einladung des Henkers, der den Galgen auf seine Festigkeit geprüft hatte, zu einem Trunk lehnten sie schroff ab. Jetzt stand der Galgen im klaren Morgenlicht vor dem Gefängnis, und von ihm führte eine Art kurze Brücke zu einer Tür im ersten Stock des Gefängnisses. „Das Tor der Ewigkeit" hatten die Journalisten bereits diese Tür, die sonst keine Verwendung hatte, genannt. Und die Pressephotographen hatten sie bereits von allen Seiten aufgenommen.

Die jetzt in dem kleinen Gefängnishof versammelte Menge war durch das Gefängnis gekommen und dann durch die eigentliche Hoftür, die sich direkt neben dem Galgen befand. Ein unbefangener Beobachter hätte sehen können, wie jeder beim ersten Blick auf den Galgen wegsah, sich in weitem Bogen durch den Hof schlich und erst dann wieder einen Blick auf das Gerüst wagte, wenn er sich inmitten der anderen Zuschauer befand. Zwischen diesen Zuschauern und dem Galgen war ein leerer Raum. Unbewußt schauderte jeder davor zurück, dem Galgen zu nahe zu sein, und so war dort Jim Roscos, der kleine Neger, der dicht dabei sein wollte, wenn der Mann, den er haßte, gehängt würde, ganz allein. Noch war sonst niemand am Galgen zu sehen, und er wartete mit blinzelnden Augen und seine wulstigen Negerlippen fest zusammengekniffen.

„Wer ist das?" fragte der „United Preß"-Korrespondent, während er auf den kleinen Schwarzen hinwies.

„Jim Roscos. Hatte eine Wäscherei hier. Er will wohl sehen, wie Harrison gehängt wird!" antwortete der Reporter. „Früher waren diese beiden die besten Freunde!" sagte er nach einer Pause.

„Freunde?"

„Früher! Dies ist ein großer Tag für Jim. Sie kennen wohl den Fall nicht?"

Der Vancouver-Mann blickte aus seinen ermüdeten, aber freundlichen Augen auf seinen jungen Kollegen.

„Ich bekam den Auftrag, hierher zu fahren, gerade rechtzeitig, um zum letzten Zug zu kommen. Ich muß mich noch informieren, ehe ich zurückfahre!" entschuldigte der Amerikaner sich. „Die Sache spielte wohl im letzten Jahre? Ich bin nämlich erst im Januar von Neuyork nach Seattle versetzt worden."

Er hatte schon sein Notizbuch in der Hand. Der Kanadier nickte.

„Gern gefällig!" sagte er trocken. „Ihre Zeitungen fressen solch Zeug, und drüben bei Ihnen ist ja wohl über den Fall noch nicht viel geschrieben worden." Er blickte zu dem zerlumpten Neger hinüber. „Das ist praktisch der Mann, der das Todesurteil gegen Harrison zustande brachte. Es gab gar keine Beweise, nur daß Harrison die Frau vorher bedroht hatte. Nichtsdestoweniger wird er sicher mit Recht gehängt. Aber sicher würde er nicht in ein paar Minuten zu dieser kleinen Morgenunterhaltung erscheinen, wenn dieser Jim Roscos nicht seinen letzten Cent dafür ausgegeben hätte, um Detektive hinter ihm herzuhetzen und in den Zeitungen Skandal zu machen. Beim ersten Prozeß wurde Harrison freigesprochen. Aber dieser kleine Nigger da drüben setzte die Revision durch...

Ja, so, Sie kennen den Fall noch nicht. Kleines Negermädel — sicher kein großer Verlust für die menschliche Gesellschaft. Aber hier oben liebt es die Bevölkerung nicht, wenn eine Frau bestialisch abgeschlachtet wird, und dieser Umstand und der Lärm, den Roscos um die Sache schlug, als er durch den Verkauf seiner Wäscherei etwas Geld in den Fingern hatte, brachten dann doch ein Todesurteil zustande. Der Bursche hat sich wirklich Mühe gegeben, und ich glaube, die Geschworenen hätten nicht verurteilt, wenn nicht die ganze Bevölkerung Ruhe vor dem Radau haben wollte, den Roscos durch Eingaben ans Parlament, Flugblätter, bezahlte Zeitungsartikel und Gott weiß was sonst noch schlug. Well!, wenn er sich offenbar halb zu Tode gehungert hat, um heute zu sehen, wie Buck Harrison gehängt wird, so sieht er doch aus, als ob er fände daß er auf seine Kosten kommt..."

„Sie sagten doch Freunde?"

„Bis Mary kam! Beide waren drüben im Weltkrieg in Europa, und Buck Harrison hat Roscos dort das Leben gerettet, als der Kleine verwundet im Niemandsland zwischen den Linien lag. Roscos erzählte immer davon und prahlte mit Buck. Er betete Buck geradezu an. Bis Mary kam. Sie sagten, Sie waren damals noch nicht hier im Nordwesten? Hübsch war das Negermädel gerade nicht. Aber doch guter Zeitungsstoff. Well!; sie war die Heldin bei verschiedenen Schießereien vor dieser Affäre. Ich meine natürlich nicht, daß Harrison sie abgeknallt hat, das war eine Messersache, eine widerliche Abschlachtung. Sie hatte mit einem anderen Nigger angebändelt: New Orleans Slim. Wohnte auch da unten in dem Negerviertel am Wasser. Buck selbst behauptete immer, er wäre unschuldig und Slim hätte den Mord begangen. Aber Slim konnte man nichts beweisen. Und jeder Neger in der Stadt konnte aussagen, daß Buck gedroht hatte, Mary den Hals abzudrehen, wenn sie mit einem anderen anfing. Aber das hat sie wohl nicht gehindert. Das lag in ihrer Natur."

Der Seattlemann nickte nachdenklich.

„Na, und der da drüben? Hat niemand ihn damit in Verbindung gebracht?"

„Ich glaube nicht, daß er mit dem Morde was zu tun hat. Er würde ihr kein Haar gekrümmt haben. Er war nur verrückt danach, sie von Harrison zurückzukriegen. Sie verstehen, das Mädel gehörte zuerst ihm. Dann nahm ihm Harrison Mary weg — er nahm den anderen Niggern jede weg, die ihm gefiel — und verprügelte seinen Freund noch obendrein."

„Ich glaube, an diese Prügel denkt Roscos in diesem Augenblick."

Die beiden Zeitungsleute blickten zu dem unbeweglichen kleinen Nigger hinüber, der am Fuß des Galgens stand. Nur seine Finger zuckten nervös, während er seine Augen in wildem Haß auf das „Tor der Ewigkeit" gerichtet hielt.

„Ich glaube, er wird nach diesem Morgen sehr einsam sein", sagte der Vancouver-Mann gedankenvoll, „wenn er niemand mehr zu hassen hat."

„Schenken Sie mir die Idee? Gut für eine Feuilleton. Ich..."

Er brach plötzlich ab.

Durch das „Tor der Ewigkeit" stolperte ein dicker, unrasierter Mann, mit versoffenem Gesicht und gequälten, unruhigen Augen.



Pfingstliche Landschaft

„Jordan", sagte der Vancouver-Reporter, während die Pressephotographen ihre Apparate zückten.

„Wer ist Jordan?" fragte sein Kollege von der anderen Seite der Grenze.

„Henker für Kanada", erklärte der andere kurz. „Es ist nicht mehr so wie früher: Die Scheriffs in der Provinz sind von dieser Arbeit nicht mehr begeistert, und so haben sie eine Art Verein gebildet und gemeinsam Jordan engagiert. Er bekommt hundert Dollar je Mann und fährt überall hin, wo man ihn gerade braucht. Aber der Kerl hat sich bis heute noch nicht daran gewöhnt. Muß sich jedesmal vorher in der Nacht besaufen."

„Allmächtiger Gott, was für ein Leben!" sagte der Amerikaner.

Jordan prüfte seine Schlingen, ob sie sich bequem zusammenzogen, trampelte auf der Falltür der Plattform herum und war überhaupt nervös damit beschäftigt, alles vorzubereiten. Der Reporter aus Seattle beobachtete ihn und blickte dann weg, während sein Kollege aus Vancouver ungeduldig auf seine Taschenuhr sah.

Roscos hatte nur einen kurzen Blick auf den Henker geworfen und blickte jetzt wieder unentwegt schräg nach oben auf das „Tor der Ewigkeit".

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und die drei Delinquenten wurden herausgeführt, die Hände auf den Rücken gefesselt und jeder von einem Gefängniswärter begleitet. Zuerst ein Chinese, der einen Landsmann beim Würfelspiel erdolcht und die Leiche dann in sinnloser Raserei in tausend Stücke zerhackt hatte; dann ein verwahrloster Tramp, der in einem kleinen Städtchen an der Grenze der U. S. A. einen Raubmord begangen hatte, und zuletzt Buck Harrison, ein großer Neger. Hinter den Gefangenen und ihren Wächtern kam ein Heilsarmeekapitän, ein hagerer, asketischer Mann, dessen Augen in einem mitleidigen Feuer brannten. Und nun traten die Gefängnisaufseher zurück, und die drei Verurteilten standen nebeneinander und der Falltür, jeder unter seiner Schlinge. Der Heilsarmeekapitän stand vor ihnen, während der zitternde Jordan in ihrem Rücken war. Zweimal hob er seine Hände nach den Schlingen, und zweimal ließ er sie wieder sinken, während alle Zuschauer atemlos darauf warteten, daß er Herr über seine Nerven würde. Auch ihre Nerven waren angespannt wie nach einer schlaflosen Nacht, ihre Zungen waren trocken, und sie fühlten sich sehr unbehaglich. Der Reporter aus Vancouver blickte auf seine Uhr und murmelte Flüche vor sich hin. Der Chinese stand auf der Falltür; seine Selbstbeherrschung war verschwunden, sein gelbes Gesicht war grau vor Furcht, sein ganzer Körper zitterte. Neben ihm hatte sich der Tramp zusammengekrümmt, mit geschlossenen Augen und den Kopf gesenkt, und sein Gesicht war elend und verzweifelt.

Die muskulösen kanadischen Polizeibeamten hätten erzählen können, warum der Mann so aussah: Der Schuldbeweis gegen ihn hatte auf schwachen Füßen gestanden, und das Todesurteil war von einer aufgehetzten Jury erlassen worden. Man hatte es für gut gehalten, ein Geständnis seiner Schuld von dem Verurteilten zu erhalten, um das übereilte und willkürliche Verfahren zu decken. So hatte man den „dritten Grad" angewandt, und der Tramp, der in den letzten drei Tagen nicht hatte schlafen dürfen und dessen Fußsohlen blutig waren vom „dritten Grad", war eigentlich froh, daß er jetzt sterben und dann Ruhe haben würde. Aber er hatte immer noch nicht gestanden.

Im Gesicht des großen Negers war weder Furcht noch Elend zu lesen. Die selbstbewußte Arroganz, die ihm auch Mary in die Arme getrieben hatte und die ihn damals im Weltkrieg zu den tollkühnsten Streichen verführt hatte, war auch jetzt noch nicht verschwunden, als er gleichgültig und doch etwas geschmeichelt auf die Zuschauer hinblickte. Als er den kleinen Roscos unter dem Galgen sah, grinste er ihm ins Gesicht. Er lachte verächtlich, und Roscos knirschte vor Wut mit den Zähnen. In dem Schweigen, das in diesen Minuten in dem Hofe herrschte, konnten die Zuschauer undeutlich das Zwiegespräch, voll von Haß, Beleidigung und Verachtung, hören, das der schwarze Mann unter der Galgenschlinge und der schwarze Mann am Fuße des Galgens führten.

Der kleine Roscos zitterte vor Haß. Buck lachte auf ihn herab. „Sie machte einen Narren aus dir; aber du wärst im — Dreck herumgekrochen, um sie wiederzubekommen. Ich sagte ihr, wenn sie mit einem anderen ginge, würde ich ihr das Herz aus dem Leibe schneiden — und ich habe es getan."

„Du dreckiger Nigger!" schrie Roscos herauf. „Das ist keine Art, eine Frau zu töten. Du bist kein Mensch, du bist ein Kannibale!"

Der junge Reporter von Seattle griff nach seinem Notizbuch. Auch die anderen Reporter drängten sich vor. Harrison blickte hinab, sonnte sich selbst in ihrem Interesse und in dem Bewußtsein, daß heute sein Name in den Schlagzeilen aller Abendblätter stehen würde, und setzte fast gemütlich sein Zwiegespräch fort.

„Und du", sagte er verächtlich, „du bist kein Mann, du bist eine Frau!"

„Kannibale, Schlächter, du..."

„Jawohl", verkündete Harrison stolz den Reportern, „ich kann mit dem Messer arbeiten; ich habe ihr sauber das Herz aus dem Leibe geschnitten."

„Du Lump, du Lügner, ich weiß, daß es Slim..."

Aber sehr zum Aerger der anwesenden Kriminalbeamten hatte Jordan in diesem Augenblick seinen Nervenkrampf überwunden und unterbrach mit einem Fluch den interessanten Satz des Negers am Fuße des Galgens.

„Hört auf, ihr verfluchten Nigger!" schnappte er und warf die Schlinge über Bucks Kopf. Die Lippen des Delinquenten schlossen sich; aber seine verächtlichen Blicke peitschten Roscos, der gehässig hinaufblickte.

Und nun bekam der zitternde Chinese die Schlinge um den Hals geworfen und der unglückliche Tramp. Die Füße der drei Delinquenten wurden zusammengebunden, und schwarze Mützen wurden über ihre Gesichter gezogen. Bucks schwarze, spöttische Augen waren verborgen. Aber noch immer lag in der Art, wie er seinen Kopf hielt, und in seinen Schultern Selbstbewußtsein und Verachtung für den erfolglosen Nebenbuhler.

„Und nun in Satans Namen machen Sie schnell", stöhnte Jordan dem Heilsarmeekapitän zu und schwang sich unter das Gerüst, in der Nähe des Falltürriegels.

Der Kapitän entblößte sein Haupt, schloß die Augen und hob die Hände.

„Our Father who art in Heaven", betete er, während Jordan schon nach dem Riegel griff. Die Zuschauer hielten den Atem an; aber noch immer lag in der Haltung des verurteilten Negers eine unbeschreibliche Verachtung vor seinem Feind, der am Fuße des Galgens stand. Vergeblich wartete Roscos auf den Zusammenbruch.

„...und vergib uns unsere Schuld", sagte der Heilsarmeekapitän, und in der winzigen Pause, die er nach dieser Bitte machte, zog der Henker den Riegel zurück — und der Boden schwand den Verurteilten unter ihren Füßen. Buck wie auch der Tramp hingen am Galgen mit gebrochenem Genick. Der kleine Chinese wirbelte in der Luft herum, denn er war leicht, und der Fall hatte ihn noch nicht getötet. Aber die Bewegungen seines Körpers wurden schwächer. Dann hörten sie auf, und der Gefängnisarzt stieg auf die Plattform, um festzustellen, daß dem Gesetz Genüge getan war.

„Sechs Uhr zwölf", sagte der Vancouver-Mann unzufrieden. „Um sechs Uhr acht ging schon die Sonne auf. Schade, daß der kleine Nigger unter dem Galgen vorhin seinen Satz nicht zu Ende sagte."

„Wissen Sie noch, was Sie vorhin sagten: er würde jetzt einsam sein? Sehen Sie ihn doch an."

Der Vancouver-Mann sah seinen jungen Kollegen an. Er hatte an seinen einzigen Sohn gedacht, der von Hause verschwunden war, vor Jahren, um den Folgen irgendeines Dummenjungenstreiches zu entgehen. Es war natürlich phantastisch, in dieser Situation an Dick zu denken, zu dieser Stunde, an diesem Platze. Aber die Gedanken kommen, wie sie es wollen.

Der junge Reporter merkte, daß der andere nicht auf ihn achtete, fühlte sich unbehaglich und beobachtete Roscos, während er zugleich über sein Telegramm nachdachte.

Roscos hatte sich an den Gefängnisarzt herangedrängt. „Tot? Ist Buck tot?"

Das Nicken des Arztes war von einem kühlen, berufsmäßigen Blick begleitet und einem Achselzucken. Niemand achtete auf Roscos außer dem jungen Reporter. Zu ihm sprach Roscos:

„Sie machte uns beide zum Narren, und Buck schnitt ihr das Herz aus. Aber das ist gar nicht wahr."

Dann, offenbar erschreckt vor der Wißbegier im Gesicht des jungen Reporters, wandte er sich ab und schlüpfte zur Eingangstür. Dort wandte er sich noch einmal um zu den drei Männern, die am Galgen hingen. Hinter ihnen hob sich die Gefängnismauer ab, und in diesem Augenblick kamen die ersten Sonnenstrahlen über die Mauer. Roscos blinzelte. Es schien ein schöner Tag zu werden; aber er merkte es nicht.

Die Hochzeitsnacht von Lindekum

Eine Erzählung vom Niederrhein / Von Fritz G. C. Harnisch

Bauer Wolters auf Woltershof arbeitete und hungerte. Es ist aber ein bitteres Schaffen, wenn der Hunger in den Eingeweiden sitzt und am Lebensmark nagt. Arbeit und Hunger zugleich Tribut zu zollen, hält auf die Dauer der stärkste Mensch nicht aus. Das fühlte Wolters sehr wohl, doch er mußte sich einem zwingenden Muß beugen Ihm blieb keine andere Wahl als werken und darben. Die Scheuer barg gerade noch so viel Korn, daß es für die Aussaat langte. denn der Herbst mußte Ernte bringen für die Taschen der zins- und zinseszinshungrigen Gläubiger. Der Bauer durfte also kein Quentchen vom Bestand verzehren. Die übrige Frucht war längst gegen klingende Münze eingetauscht. ebenso alles nur irgend entbehrliche Vieh. So stand er buchstäblich vor dem lähmenden Nichts und der peinigenden Gewißheit, daß es ihm im nächsten Jahre um keinen Deut besser gehen würde. Er war der landreichste Großbauer weit und breit, aber abhängig von der Gnade seiner Gläubiger die aus Schuldscheinen einen gar dauerhaften Strick gewirkt und ihm um den Hals geschlungen hatten Sie brauchten nur zu ziehen, wenn es ihnen beliebte. Von Halen bis Orsoy, von Boerl bis Mörs wußte jedermann, auf welch unsicheren Füßen Wolters stand. Man bedauerte ihn sehr — er war nämlich ein Eingesessener —, was aber nicht hindern konnte, daß der vor Jahresfrist noch selbstbewußt über die Scholle schreitende fünfunddreißig Jahre alte Mann immer mehr seine Schwungkraft erlahmen fühlte Er nahm es halt blutig ernst mit der Zinszahlung; er wollte die Schulden bis auf den letzten Taler tilgen, die sein leichtlebiger Vater ihm als zermürbendes Erbe zu treuen Händen hinterlassen hatte. Es war ein Totentanz um seine innere und äußere Freiheit. Dazu gehörten Prometheuskräfte, die selbst über das Vermögen eines in zähem Ringen hartgewordenen niederrheinischen Bauern gingen.

Wolters Nachbarschaft war sich einig darüber, daß der Bauer ein ehrlicher und arbeitsamer Kerl, aber auch ein ausgemachter Dummkopf sei. Solche vorgefaßte Meinung, die sich auch heutzutage noch von Generation zu Generation kraftvoll erneuert hat und ihre zweifelhaften Triumphe feiern wird bis an den jüngsten Tag, beirrte Wolkters nicht in seiner aufrechten Haltung. Das Kopfschütteln lieber Nachbarn war ihm ebenso Luft wie die Mißgunst der Leute in der Stadt Lindekum, daran sein Besitztum grenzte. Dort schürte der durchtriebene Kaufmann Linning eie feindliche Glut. Linning arbeitete auch, aber er hungerte nicht. Und je weniger er arbeitete, desto glanzvoller lebte er, denn er war ein Wucherer und Bauernfänger, und verstand sich aufs Leimrutenstellen wie kein zweiter im Umkreise. An Wolters jedoch schien sein heimtückisches Liebeswerben scheitern zu sollen: er widerstand allen Anstürmen des gespickten Linningschen Säckels.

Schließlich rang die Unbeugsamkeit des Bauern vor dem gleißenden Mammon dem Wucherer doch Anerkennung ab, und in einem Winkel seines steinernen Herzens keimte so etwa wie väterliche Regung. Vielleicht war es nur beleidigter Stolz, der in des Halsabschneiders Seele ein Gefühl für Wolters hatte aufbrechen lassen. Wolters Standhaftigkeit wurde nämlich von Linnings Zunftgenossen, denen dieser bisher immer eine Nase zu drehen verstanden hatte, mit unverhohlener Schadenfreude vermerkt. Jedenfalls ging das Bemühen Linnings um den Bauern so weit, daß er ihm seine hübsche, schwarzäugige und dunkelhaarige, zweiundzwanzigjährige Tochter zum Ehegemahl geben wollte. Die Hochzeit hätte anderntags gefeiert werden können, so Wolters es gewünscht hätte.

Wolters fand Bertilde Linning erregend schön. Ihr schlanker Wuchs, ihre katzenhaft geschmeidige Beweglichkeit, ihre feuersprühenden Augen, ihre geschwungenen und immer leichtgeöffneten Lippen waren Reize, daran sich sogar der kühle und gleichmäßige Wolters berauschen konnte. Zugleich war er aber zu klar und zu nüchtern in seinem Denken und Fühlen, um nicht zu erkennen, daß das ohne Mutter aufgewachsene, zu Putzsucht und Leichtlebigkeit bewußt erzogene Mädchen niemals eine Bauernfrau sein könnte. Sie war ihm auch zu reich. Und von dem Geld einer Frau aufbauen zu lassen, was sein Vater zerschlagen hatte — der Gedanke fand nicht Raum unter seinem Horizont.

Bertilde Linning konnte Wolters ganz gut leiden. Sie liebte ihn zwar nicht, aber sie hatte als Kind schon gewünscht, in dem Bauernhause auf dem Hügel, das so trutzig auf Lindekum herabblickte, einstmals herrschen zu dürfen.

Eines Tages — es war um die Weihnachtszeit — hieß Bertilde Linning Wolters zu ihrem Vater kommen. Der Bauer war mit der Ausbesserung des Scheunenfachwerks beschäftigt. Erst als Bertilde Linning nun ihr Anliegen zum zweiten Male gesprochen hatte, sah Wolters auf. Sein Blick glitt über das Mädchen — und nieder. Ihre Augen verfingen sich. Wolters sah tanzende rote Ringe, als er benommen die Lider senkte. Und er ging mit ihr, ohne weiter zu fragen.

So kam es dann, daß Wolters, statt die Weihnachtstage in seinem öden und unfreundlichen Zuhause mit knurrendem Magen zu verbringen, bei Linning am verschwenderisch gedeckten Tisch saß und er sich in der Wärme des Zimmers wohl sein ließ Linning verstand es, Wolters Sorgen mit ausgiebigem und gutem Trunk hinwegzuspülen. In dieser traumhaften Losgelöstheit sprang sein Herz Bertilde Linning jäh entgegen. Und als er sie kaum in den Armen erst hielt, salbte die ölige Stimme des Wucherers schon den Segen.

Jedenfalls war Wolters verlobt. Jawohl — verlobt! Anfang Februar sollte die Hochzeit sein. Und ob Wolters sich oft todunglücklich fühlte und die neuen Fesseln hätte sprengen mögen: er hatte sein Wort gegeben. Da gab es kein Zurück Wolters war auf einmal kein schwieriger Fall mehr.

Bertilde Linning war zufrieden. Sie nannte ein Objekt zur Erfüllung ihrer Wünsche ihr eigen. Was anderes sah sie in Wolters in den Stunden der Nüchternheit ihrer Sinne nicht.

Hochzeittag in Lindekum. Bitter kalt waren die letzten Wochen. Jetzt strich der Tauwind über das Land und es regnete. Auf dem Rhein barst krachend die Eisdecke.

Das störte die Lindekumer nicht in ihrer Hochzeitsfreude. Sie taten sich gütlich an der Freigebigkeit des triumphierenden Hochzeitsvaters, der seinen Willen endlich durchgesetzt hatte Ochsen und Schweine, Kälber und Hammel, Enten und Gänse ohne Zahl spazierten, wohlzubereitet, in die schmausbereiten Magen und gaben Sättigung Einen guten Tropfen gab es dazu.

Linnig war ein strahlender Brautvater. Jedem, der es wissen oder nicht wissen wollte, prahlte er mit den Hunderten von Talern, die er für das Haus am Hügel und für Wolters Gläubiger schon geopfert, und von den Knechten und Mägden die er schon gedungen hatte, damit es seinem Jüngferlein an nichts ermangele.

Es war schon nach Mitternacht. Immer noch Lärmen und Johlen der im Genuß frönenden Hochzeitsgäste. Sie waren taub geworden für alles, das nicht Essen oder Trinken hieß. Und sie gaben sich nicht zufrieden mit dem Wissen, große Begabung im Genießen zu besitzen, sondern sie machten auch rechten Gebrauch davon. Und jeder dünkte sich dabei klüger als alle anderen.

Der Wind wurde zum Sturm. Niemand bemerkte es, niemand hörte die verheerende Flut, die tosend dem heulenden Orkan nachjagte und sich höher und höher fraß, Zoll um Zoll.

Plötzlich dröhnte es gegen das hochzeitliche Haus mit dumpfen, schauerlichen Schlägen. An der Hauswand scharrte es rauh. Krachende Stöße. — Doch die entfesselte Wut der Elemente verhallte, von keinem gehört, denn drinnen feierte die menschliche Unzulänglichkeit ihre letzte Kirmes — und niemand wußte es.

Bis das Wogengedränge sich ins Haus preßte. Wild schrie eine Frau auf. Das war das Signal. Entsetzen loderte empor. Sturm heulte durch den Schlot und schleuderte Scheite aus dem Kamin ins Zimmer. Die Tür zersplitterte. Eisschollen und Baumstämme brachen herein. Feuer und Wasser — die Menschen bedrängt von zwei unerbittlichen, zügellosen Gewalten.

. . „Verloren!" — Wahnsinnsschrei das Wort. Frauen und Männer sanken auf die Dielen. — Schluchzen, Beten, Hadern . . . Schaum und Speichel quoll über die noch vom Braten fetten Lippen

Und dann stürzten sie hinaus, durch die Tür, durch das Fenster. Sie wurden hinweggerissen, an die Hauswand gequetscht die meisten. Nur wenige erreichten, bis an die Brust im Wasser, mühsam den Damm. Unter ihnen auch Wolters. Er wollte zupacken, helfen, doch das reißende Wasser machte sein Tun zuschanden. Wo war seine Frau geblieben., wo ihr Vater? Er war sofort hinausgestürzt, erstarrte im Anblick des Unheils, wollte wieder ins Haus zurückkehren — doch Menschenleiber waren dem Rückweg zu den Seinen ein Hindernis, wütender als der entfesselte Strom. Er hätte seine Frau sogleich auf den Hof bringen sollen, durchzuckte es ihn; dort war Schutz. Schon in halber Höhe des Hügels würde sich die hungrige Flut das Maul wundschlagen.

Ein grellroter Blitz erleuchtete furchtbar die Nacht. Da sah Wolters seine Frau im Arm des Vater. Ganz nahe. Er rief, wollte nach ihnen greifen . . . Eine riesige Eisscholle — beide versanken. — Verloren!!

Grauen packte den Bauern. Er floh seinem Hause zu. aber es wurde nur ein Vorwärtskämpfen Schritt um Schritt. Er kam durch. Kurz vor dem Ziel brach er zusammen.

Es wollte nicht Tag werden. Tief hingen die Wolken, Dunst lag über dem Wasser, als wollte die Natur wohltätig ihr nächtliches Zerstörungswerk verdecken.

Wolters erschauerte im Regen. Er erwachte auf winterkaltem Boden. Dicht unter ihm am Hügelhang wühlten die Wellen. Da überkam ihn das Bewußtsein von den Schrecken der Nacht. Er weinte — weinte wie ein Kind.

Lindekum, darin so üppig das Laster wucherte, war und blieb verschwunden, als hätte es nie einen Ort des Namens gegeben. Wo vor Stunden noch Leidenschaften feil waren und die Menschen sich wichtig dünkten in maßlosem Tun, da rollten die Wogen. Bei Halen hatten sie den Damm als menschliches Stückwerk überrannt.

Wolters wankte ins Haus, einsamer denn je. In seinem Gesicht standen eingemeißelt die Schrecken der Nacht.

Und den gurgelnden Wassern entstieg eine verschleierte Frau: Die Sage von Lindekum.



Zum 400. Todestag des Bildschnitzers Veit Stoß

„Erzengel Gabriel", eine der eindruckvollsten Schöpfungen des deutschen Meisters, ein Teilstück aus der Verkündigungsgruppe des „Englischen Grußes" in der Lorenzkirche zu Nürnberg. Der berühmte deutsche Bildschnitzer, der zwischen 1440 und 1450 in Nürnberg geboren wurde, vollendete 1489 den Hochalter der Krakauer Marienkirche, eins der großartigsten Erzeugnisse der älteren Bildschnitzerei. In Nürnberg, vor allem in der St. Lorenzkirche, schuf er zahlreiche Kunstwerke von höchst originellem, herbem Charakter. Er starb, erblindet, 1533 in seiner Vaterstadt.

Freiheit

Von Petri Kettenfeier-Wurzinger.

Der Großknecht vom Bachwirt war der gemütlichste Mensch von der Welt. So groß und so stark er war, so weich war sein Gemüt. Mit den Bierfässern hantierte er wie andere mit den Maßkrügeln. Und arbeiten konnte der Sepp für drei.

Aber ganz und gar aus war es, wenn er einen Rausch hatte. Dazu gehörte nicht viel, weil der Sepp nichts vertragen konnte. Er war wohl imstande, drei Gulasch mit sechs Knödel auf einem Sitz aufzuessen, aber beim zweiten Krügerl Bier kam sein Verstandskasten in Unordnung, und hinter der breiten Stirn rappelte es ganz damisch. Und wenn er erst ein Flackerl Schnaps getrunken hatte, dann war's aus mit dem Sepp. Dann erinnerte er sich, daß sein Urgroßvater Großbauer gewesen war, aber durch schlechte Leut' um den Hof betrogen worden sei, daß ihm ein Soldat einen Schatz abspenstig gemacht und ein Handwerksbursch einmal eine funkelnagelneue Lederhose gestohlen hatte.

Wenn der Sepp so war, duckten sich die Gäste beim Bachwirt und waren mäuschenstill. Und wenn der Sepp anfing, auf den Tisch zu schlagen, dann schickte der Wirt als einzige Rettung die kleine Lieserl, sein jüngstes Töchterchen, ins Treffen. Die konnte mit ihren neun Jahren mit dem Sepp machen, was sie wollte. „Sepp!" sagte sie dann und faßte den Riesen am Hemdärmel. „Zeit ist's, daß d' gehst. Ein'n Mordsrausch hast. Komm! Ich führ' dich in die Kammer!" Und der Sepp schlug noch einmal auf den Tisch und ging mit, wie ein Lamperl hinter der Schafmutter, still und stad.

Aber einmal war in dem kritischen Moment das Lieserl nicht da. Es war in der Erntezeit. Von frühmorgens um vier Uhr bis abends neun Uhr hatten die Leute auf den Feldern gearbeitet. Und dann hatte der Bachwirt Bier und Schnaps gegeben. Der Sepp bekam Streit mit einem Handwerksburschen, der still abseits am Ofen saß und seine Suppe löffelte. Ein mageres, zerlumptes Bürscherl. Gradaus leid konnt' er den Menschen tun. „Du hast mir meine Lederhosen gestohlen!" fuhr der Sepp den Handwerksburschen an. „Du bist [illegible]! Red nix! Ich erkenn' dich wieder. Und heraus mit den fünfzehn Gulden!"

Der Handwerksbursche stand zitternd auf und wollte fliehen. Da aber nahm ihn der Sepp am Kragen und schleuderte ihn an die Wand. Es hatte dem Handwerkburschen nichts weiter geschadet, aber es waren zwei Gendarmen in der Wirtschaft; die faßten zu, und im nächsten Augenblick hatte der starke Sepp stählerne Fesseln an den Gelenken. Umsonst tobte er, da war nichts zu machen. „Hol die Lieserl!" schrie die Bachwirtin ihrem Manne zu. Der lief in die Wohnstube; das Kind schlief sanft. Er wagte es nicht, sein Töchterchen zu wecken. —

Frühmorgens wachte der Sepp auf in einem kahlen Raum, auf einer hölzernen Pritsche. In seinem Kopfe brummte und summte es wie im Bienenkorb im Garten vom Bachwirt unter den Hollersträuchern. Der Sepp rüttelte an der Tür; sie war verschlossen. Er klopfte, schön stad und ganz leise. Und der Gendarm Birchkogler kam und öffnete.

„Ich bin wohl eing'spiert!" meinte der Sepp mit kindlichem Lachen. „Gendarm! Ich muß doch aufs Feld hinaus! Es steht noch Weizen! Der muß herein!"

„Du bleibst da!" sagte der Gendarm. „Du hast den Handwerksburschen überfallen. Er hat sich krank gemeldet und fällt der Gemeinde zur Last. In zwei Stunden fahren wir aufs Bezirksgericht."

Nach diesen Worten legte der Gendarm ein Stück Brot auf den Schemel, stellte daneben einen Krug mit Wasser und ging. So war der Gendarm dienstlich, wo er doch sonst beim Bachwirt so ein gemütlicher Kampel war.

Der Sepp rüttelte am Fenstergitter. Aber das war doppelt. Es widerstand seinen Fäusten. Die Tür aber rührte sich nicht, und wenn sich der Sepp noch so stark dagegen stemmte. Blendend sandte die Morgensonne ihre Strahlen durchs Fenster. Es roch nach Ernte.

Da wurde der starke Sepp windelweich. Und er klopfte wieder an die Tür. Zweimal, dreimal, viermal. Jetzt kam der Gendarm Kallgruber. Den hatte der Sepp niemals ausstehen können, weil er ein gar finsterer Mann war und niemals was verzählte.

„Kallgruber!" sagte der Sepp. „Laß mich hinaus! Ich zahl' dem Handwerksburschen zehn Gulden und in die Armenkasse auch zehn. Aber ich muß hinaus!"

„Her mit dem Geld!" sagte der Kallgruber und machte ein gar finsteres Gesicht. Der Sepp fuhr in seine Hosentasche und freute sich, daß das Geld da war. Und er gab die zwei Zehnguldenscheine hin.

„Halt!" sagte der Kallgruber. „Noch nicht fortlaufen! Erst ein amtliches Protokoll!"

Fünf Minuten später war der Sepp in Freiheit. Wie lachte die Sonne, wie jubilierten die Vögel! Grad zehnmal schöner als sonst. —

„Na, wo warst denn so lang?" fragte der Bachwirt, als der Sepp mit der Sense am Buckel ankam.

„Ausg'schlafen hab' ich!" meinte der Sepp. Wuchtig fuhr seine Sense zwischen die Weizenhalme.

Nach einer Stunde kamen die zwei Gendarme vorbei, der Birchkogler und der Kallgruber. Sie grüßten freundlich herüber aufs Feld. Und hinter ihnen kam der Handwerksbursch, lustig und fidel.

„Grüaß di Gott, Sepp!
Wer ka Geld hat, is a Depp,
Wer an Rausch hat, der is dumm,
Auf der Welt umadumm!"

So jodelte der Handwerksbursch den Vierzeiligen, weil er die zehn Gulden in der Tasche hatte. Der Sepp knirschte mit den Zähnen, lachte aber sonst.

Die Lieserl kam mit einem Krug Milch. „Sepp!" sagte das Maderl. „Milch mußt trinken. Allerweil Milch und recht viel! Dann kriegst kein'n Rausch net!"

„Fräulein Erika, bitte"!

Von Gustav Bewert.

In die ausgedehnte Blusenabteilung des Modehauses rauscht eine elegante ältere Dame. Herr Mayer, der Abteilungsvorstand, beeilt sich, im Namen seiner Firma die Honneurs zu machen und sich nach ihren speziellen Wünschen zu erkundigen.

„Ich lege vor allem Wert auf erstklassige Bedienung; geben Sie mir daher bitte Ihre beste Verkäuferin. Da ich es immer sehr eilig habe, werde ich beim Einkaufen leicht ein bißchen nervös."

Herr Mayer neigt sein wohlfrisiertes Haupt zu einer eleganten Verbeugung, lächelt nach kurzem Nachdenken vielversprechend und ruft: „Fräulein Erika!"

Sofort erscheint eine entzückende, ebenso blonde wie junge Dame mit gutmütigen blauen Veilchenaugen und geleitet die Kundin über den weichen Teppich zu einem der bequemen Fauteuils.

„Was, hinsetzen soll ich mich? Ich scheine auf Sie ja einen recht gebrechlichen Eindruck zu machen!"

„Aber durchaus nicht, gnädige Frau, ganz im Gegenteil!"

„Keine Flausen, mein Kind, Zeit ist Geld. Also zeigen Sie einmal, was Sie haben."

„Welche Farbe soll ich denn vorlegen?"

„Das müssen Sie doch verstehen, was mich kleidet. Also vorwärts vorwärts!"

„Vielleicht dürfte ich grau empfehlen? Ist jetzt hochmodern und würde zu den frischen Farben der gnädigen Frau ausgezeichnet passen."

„Grau, natürlich! Ich sehe schon, Sie wollen mit Gewalt eine Großmutter aus mir machen! Grau kommt natürlich gar nicht in Frage."

„Hier unser neueestes Modell in erbsengrün, das allgemein großen Anklang findet."

„Ich trage keine Massenware. Und außerdem ist mir grün verhaßt. Noch dazu erbsengrün — — eine Zumutung!"

„Vielleicht kann es etwas in lila sein? Ich werde sofort verschiedenes zeigen."

Während die Verkäuferin mehrere Modelle aus einem der Glasschränke holt, schleppt sich die Dame keuchend und empörte Blicke um sich schießend selber eine Sitzgelegenheit herbei. „Sagen Sie, Fräulein, lassen Sie Ihre Kunden immer stehen?"

Fräulein Erika überhört die Frage mit artigem Lächeln.

Die Dame läßt sich jetzt ächzend in den Stuhl fallen und streift dabei mit dem Arm mehrere Blusen vom Tisch. Die erbsengrüne fällt direkt auf ihre nassen Ueberschuhe.

„Aber Fräulein, so seien Sie doch nicht so ungeschickt!"

Die Verkäuferin bückt sich dienstbeflissen. „Aber das macht doch gar nichts, gnädige Frau."

„Hören Sie, Sie wollen damit doch nicht etwa sagen, daß ich..."

„Aber nein doch, es war natürlich einzig und allein meine Schuld."

Aber die Dame überschreit sie. „Sie sind ja eine ganz niederträchtige Lügnerin! Ich werde mich sofort beschweren!" Und schon stürzt sie auf Herrn Mayer zu, gefolgt von der noch immer verbindlich lächelnden Erika.

„Ich verlange, daß diese Person sofort entlassen wird! Sie hat mich eine Lügnerin genannt."

Es ist kein Wunder, daß Fräulein Erika nun doch endlich die Beherrschung verliert. „Gesagt habe ich es nicht, aber die Dame ist eine Lügnerin!"

„Fräulein Erika! Mäßigen Sie sich doch! Sie sind natürlich fristlos entlassen. Gehen Sie sofort ins Büro hinunter, ich werde veranlassen, daß man Ihnen Ihr Gehalt und die Papiere einhändigt. — Meine Dame, ich bitte tausendmal um Verzeihung."

Als die Verkäuferin kurze Zeit später mit rotgeweinten Augen und in heller Verzweiflung auf die Straße tritt, steht dort wartend die nervöse Dame und stürzt sofort auf sie zu.

„Nicht mehr böse sein, liebes Kind! Ich bin Frau Hammer, diee Besitzerin des weltbekannten Blusenhauses und handelte in einer Zwangslage. Heute früh mußte ich eine Verkäuferin entlassen, weil sie gleich schnippisch wurde, als eine meiner besten Kundinnen ihre schlechte Laune an ihr auslassen wollte. Aber Sie, Erikachen, Sie sind ein Engel an Geduld, davon habe ich mich selbst überzeugt. Ein Glück, daß Ihr Vorgesetzter, dieser Esel, auf meinen Trick hereinfiel und Sie gleich gehen ließ. Wir haben nämlich Hochsaison, Sie müssen gleich mitkommen. Zweihundertfünfzig monatlich, einverstanden?"

Fräulein Erika fängt von neuem an zu weinen, aber diesmal aus Freude. Bisher war ihr Gehalt um die Hälfte niedriger.

Fröhliches Wiedersehen

Eine Eulenspiegel-Geschichte.

Till Eulenspiegel war wieder einmal auf Wanderschaft, und seine Taschen waren — wie schon oft — schlaff und leer. So zog er und mit ihm sein Geselle, der des gleichen Weges ging, die Straße einher. Die Zeiten waren schlecht. Kriegsnot und Brandschatzungen hatten die Bauern mißtrauisch und unwillig gemacht. Nur selten öffnete sich eine freundliche Hand, um den Bittenden eine kärgliche Mahlzeit zu reichen.

Da aber kein Mensch auf die Dauer zu ersehen mochte, wie der blaue Rauch aus den Essen Mahlzeiten nur für andere anzeigt, hielten die beiden Wanderer eifrig Ausschau nach einer Möglichkeit, ihre Mägen wieder einmal ordentlich mit guten Sachen ausfüllen. In der Nähe eines Dorfes, das sich behaglich am Waldrand ausdehnte, arbeiteten sie ihren Plan aus. Sie putzten und wuschen sich, so gut sie konnten und dann zog Tills Begleiter allein davon, suchte das Dorfwirtshaus auf und bestellte einen Humpen Bier.

Nicht lange nach ihm betrat auch Till die Gaststube, setzte sich an einen anderen Tisch und ließ sich ein bescheidenes Mahl bringen. Nach einiger Zeit sah er, wie zufällig, nach seinem Freund hinüber, und begann sichtlich zu stutzen und zu überlegen. Schließlich winkte er den Wirt heran.

„Sagt doch einmal, Herr Wirt, wer ist denn der Mann, der dort drüben bei seinem Biere sitzt?" Der Wirt blickte nun gleichfalls aufmerksam hin, dachte nach, wer der Mann wohl sein könnte, wußte aber keine Auskunft.

„So eine Aehnlichkeit" — murmelte Till halb für sich — „so eine Aehnlichkeit! Ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, wer er ist. Ich will Euch nämlich sagen, Wirt, daß ich vor vielen Jahren einen Freund hatte, der mir lieber war als ein Bruder. Als Buben sind wir zusammen aufgewachsen. Dann gingen wir beide in die Fremde, jeder seinen Weg, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Das wäre eine Freude, wenn uns der Zufall hier wieder zusammenführte!"

Der Wirt fragte auch die anderen Gäste, ob ihnen der fremde Mann bekannt sei. Niemand kannte ihn. Indessen erregte die Geschichte von den beiden Jugendfreunden allgemeine Aufmerksamkeit. Eulenspiegel lugte immer wieder nach dem stillen Gast in der anderen Ecke. Durch Kopfschütteln, Seufzer und andere Zeichen seine innere Sparnung kundgebend. Schließlich konnte er nicht länger an sich halten. Er stand auf, ging durch die Stube und klopfte dem Fremden auf die Schulter.

„Heda, sagt mir, seid Ihr nicht der und der von da und da?"

„Ja, der bin ich."

„Ei nun, da kennt Ihr doch den Till, mit dem zusammen Ihr als Bub die tollsten Streiche gemacht habt."

„Gewiß kenne ich ihn. Aber wer weiß, wo er jetzt steckt. Hab schon lange nichts mehr von ihm gehört. Möchte ihn wohl gleich mal wiedersehen."

„Freund, das könnt Ihr. Ich bin Till!"

Ja, nun erkannte auch der Jugendfreund seinen alten Kameraden. Und es gab eine Wiedersehensszene, daß der Wirt und die anwesenden Bauern Freude und Rührung nicht unterdrücken konnten.

Als Till sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden hatte, rief er:

„Unser Wiedersehen müssen wir feiern. Komm an meinen Tisch, und Ihr, Herr Wirt, bringt einen anständigen Braten und den besten Wein, den Ihr im Keller habt."

Und dann begann ein fröhliches Tafeln das gewürzt wurde durch den Austausch lieber, alter Jugenderinnerungen. Rührende und lustige Geschichten wurden da ausgegraben, und alle Gäste, die sich bald an den Tisch der Beiden setzten, gerieten in die freudigste Stimmung.

Schließlich wurde es Abend, und Till erklärte, weiter gehen zu müssen. Auch sein Freund wollte sich wieder auf die Strümpfe machen. Till rief also den Wirt:

„Was macht die Zeche. Ich zahle alles."

Aber der Freund fuhr dazwischen:

„Was fällt Dir ein! Die Zeche bezahle ich. Ich werde niemals zulassen, daß Du auch nur einen Heller hier aus Deiner Tasche gibst."

So gerieten die Beiden in einen freundschaftlichen Streit, dem die Anwesenden voller Rührung über so viel Edelmut und Spannung auf den Ausgang folgten. Da machte Till einen Vorschlag:

„Also höre, alter Freund. Wir wollen die Sache in einer Wette erledigen, mit der Du einverstanden sein wirst. Als Buben sind wir oft zusammen um die Wette gelaufen. Sehen wir, wer heute der Schnellere ist. Wer verliert, muß zahlen. Der Wirt soll Schiedsrichter sein.

Der Freund war einverstanden, und der Wirt und die Bauern, die sich noch einen Hauptspaß des vergnügten Nachmittags versprachen, waren es auch. Man ging also vor das Haus. Der Wirt bezeichnete einen Baum am Ende der Straße als Ziel und gab das Zeichen. Auf sein „Los" trabten die Läufer davon. Erst bedächtig, dann schneller, angefeuert von den Zurufen der Zurückbleibenden, die sich vor Vergnügen den Bauch hielten.

An dem als Ziel bezeichneten Baum kamen sie fast gleichzeitig an. Und dann geschah das Ueberraschende. Keiner von beiden kehrte um, zu hören, wen der Wirt als Sieger ausrufen würde. Till winkte nur einmal freundlich zum Abschied. Dann verschwanden sie um die nächste Hausecke im abenddunklen Wald auf Nimmerwiedersehen. E. W.

Die fürstliche Wohnung

Von Soschtschenko.

Kürzlich, vor einigen Tagen, sah ich eine Fuhre mit Ziegelsteinen durch die Stadt ziehen. Wie mein Herz vor Freude bebte! Juchhei, wir beginnen zu bauen! Ziegelsteine wird man doch nicht zwecklos durch die Straßen führen. Irgendwo wird bestimmt gebaut. Wenn es so weitergeht, wird in zwanzig Jahren oder noch früher jeder Bürger sein eigenes Zimmerchen haben. Und wenn nur unsere Mütterchen nicht so fruchtbar wären, dann könnten wir es noch erleben, daß jedes russische Persönchen seine eigenen zwei bis drei Zimmer haben wird. Und eine Badewanne obendrein!

Das wird ein Leben sein, Bürger: ein Zimmer zum Schlafen, ein zweites Zimmer, um die Gäste zu empfangen und ein drittes für irgendetwas anderes.

Bis dahin aber ist es mit Wohnungen schlecht, aber sehr schlecht bestellt. Das habe ich am eigenen Körper gespürt. Dieser Wohnungskrise wegen mußte ich nämlich aus Moskau flüchten. Und das kam so:

Vor einigen Monaten bin ich nach Moskau gefahren Mit der Eisenbahn natürlich! In der Stadt angelangt nehme ich mein Gepäck und gehe eine Wohnung suchen. Man läßt mich aber nirgends hinein. Nicht einmal die Sachen ablegen, läßt man mich. Unmöglich!

Volle zwei Wochen wandelte ich so durch die Stadt — aber ohne Erfolg. Mein Kinn bekam einen Bart und alle Sachen gingen mir langsam verloren, aber ein Lokal fand ich nicht.

Endlich, in einem dunklen Hause, kommt auf mich so etwas wie ein Mensch zu und sagt:

„Wenn Sie sich 30 Rubel monatlich leisten können werde ich Ihnen ein Badezimmer verschaffen. Eine fürstliche Wohnung. Mit einer Badewanne! In der Wanne können Sie ganz gemütlich wohnen. Fenster gibt es zwar keine, dafür haben Sie eine schöne, breite Tür. Auch das Wasser dürfen Sie benützen. Ganz kostenlos. Sie können das Wasser in die Wanne pumpen und den ganzen lieben Tag ungestört baden, soviel Sie Lust haben!"

Ich erwiderte: „Ich bin kein Wassertier, Bürger, ich brauche festen Boden unter meinen Füßen. Vielleicht können Sie etwas nachlassen wegen der Feuchtigkeit."

„Ich kann nicht", sagte er, „wir haben feste Preise."

Ich mußte also 30 Rubel springen lassen und begann zu wohnen. Das Badezimmer war wirklich fürstlich. Wohin man schaute und wohin man trat — die Wanne. Eine echte Porzellanwanne mit unzähligen Hähnen. Eine ausgezeichnete Wohnung, nur ohne Sitzgelegenheit. Man konnte sich zwar auf den Rand der Wanne setzen, aber dann plumpste man in die Tiefe hinunter.

Ich ließ also neuerlich 30 Rubel springen und bekam dafür so ein hölzernes Ding, auf das man sich setzen konnte. Und so lebte ich.

Einige Wochen später fand ich mir ein junges, herziges Mädchen, und heiratete sie.

Vorerst dachte ich, sie würde meinen Heiratsantrag wegen der Wanne zurückweisen, und ich müßte dann auf all die Annehmlichkeiten eines ruhigen Familienlebens verzichten. Aber sie wies ihn nicht ab. „Junge Menschen", sagte sie, „können auch in einer Wanne wohnen; schlimmstenfalls wird man so ein spanisches Wändchen aufstellen, hier wird das Empfangszimmer und dort das Speisezimmer sein."

Aber die bösen Nachbarn wollten keinen Umbau erlauben, und so blieben wir im schönen fürstlichen Badezimmer mit der Wanne.

Später, nach einiger Zeit, bekamen wir, ich und meine Frau, ein Kind, ein ziemlich kleines Ding. Wir nannten es Wolodja und wohnten mitsamt dem Kind. Es war ganz ausgezeichnet, das Kind badete tagtäglich und verkühlte sich nicht . . .

Die Wohnung hatte nur einen Fehler; jeden Abend kamen die Nachbarn und wollten baden. Da mußte ich mit Frau und Kind in den Vorraum hinausgehen.

Immer wieder bat ich die Nachbarn: „Bürger, badet doch am Samstag abends, einmal in der Woche. Müßt ihr denn täglich baden? Ich zahle doch 30 Rubel monatlich und ihr laßt uns nicht wohnen."

Da begannen sie zu schimpfen, was das Zeug hielt. Es war nichts zu machen, wir mußten uns damit abfinden und wohnten, wie es eben ging.

Eines Tages bekamen wir Besuch. Die Mutter meiner Ehefrau kam aus der Provinz in die Stadt und bezog ihr Quartier in unserem Badezimmer.

„Ich sehnte mich so sehr, mein Enkelchen hin und her zu schaukeln", sagte sie, „daß Sie mir diese Freude unbedingt nicht nehmen dürfen!"

„Fällt mir gar nicht ein", sagte ich, „schaukeln Sie nur, soviel Sie Kraft und Lust haben. Auch baden dürfen Sie, Alterchen. Pumpen Sie Wasser in die Wanne und baden Sie mitsamt Ihrem lieben Enkelchen."

Meiner Gemahlin aber sagte ich: „Vielleicht, Bürgerin, erwarten Sie noch andere Verwandte, dann zögern Sie nicht und verraten Sie es lieber jetzt."

Sie antwortete: „Viele wohl nicht, aber ein einziges Brüderchen über die Ferien."

Auf das Brüderchen war ich nicht mehr neugierig, und reiste rasch von Moskau ab. Jetzt bin ich hier und das Wirtschaftsgeld schicke ich meiner Familie durch die Post.

(Deutsche Uebertragung von S. Drechsler.)



Der Vielbeschäftigte

Fahrgast zum Schaffner: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich bin stark beschäftigt, und das ist hier die einzige Zeit, die ich finde, um mir das Haar schneiden zu lassen!"

habe die vorschriftsmäßige Geschwindigkeit eingehalten. Wahrscheinlich mußte auf der Schiene ein Eisenstück gelegen haben, wodurch die Katastrophe verschuldet wurde. Als Zeugen geladene Eisenbahner, die mit O. auf der Lokomotive gefahren sind, erklärten, daß O. kein Alkohol genossen hat. Er sei wohl schneller als sonst gefahren, sagten einige, andere behaupten, daß O. die normale Geschwindigkeit gefahren ist. Andere Zeugen wiederum bezeichneten diese Lokomotive als Unglücksmaschine. Belastend waren für den Angeklagten die Aussagen des Sachverständigen Während manche Zeugen aussagten, daß O. über die Ausweiche nur mit 12 Kilometer Geschwindigkeit fahren durfte, erklärten andere, daß er mit 20—25 Kilometer gefahren sei. Hierzu erklärten die Sachverständigen, daß der Umsturz der Lokomotive lediglich durch zu schnelle Fahrt erfolgen konnte. Nach der Vernehmung der Zeugen beschloß das Gericht den Prozeß zu vertagen, um durch ein ärztliches Attest feststellen zu lassen, ob der ausgepumpte Alkohol nach dem Unfall oder vorher genossen wurde. Außerdem wird ein Lokaltermin nähere Aufschlüsse über die Unglücksursache ergeben. k.

Arztdienst während der Feiertage. Für die Mitglieder der Allgemeinen Ortskrankenkasse versieht den Arztdienst von Sonnabend 12 Uhr mittags bis Montag früh 8 Uhr, Dr. Hadamik, an der ulica Wolnosci 47. Von Montag früh 8 Uhr bis zum Dienstag um dieselbe Zeit hat den Arztdienst Dr. Hanke an der ulica Pocztowa 2, inne. k.

Apothekendienst. Im nördlichen Stadtteil hat den Tag- und Nachtdienst am 1. Feiertag die Adlerapotheke an der ulica 3-go Maja inne. Am 2. Feiertag die Barbaraapotheke am Plac Mickiewicza und den Nachtdienst der restlichen Woche die Florianapotheke an der ul. 3-go Maja 32. — Im südlichen Stadtteil versieht den Feiertagsdienst, wie auch den Nachtdienst der restlichen Woche bis zum Sonnabend die Marienapotheke an der ulica Wolnosci-Spitalna. k.

Wenn die Kräfte versagen. Der 28 Jahre alte Josef M...teczek von der ulica Ogrodowa 31 brach im Arbeitslosenamt entkräftet zusammen und mußte in das städtische Krankenhaus eingeliefert werden. Der ärztlichen Untersuchung nach, war der Grund eine längere Lungenerkrankung. In einem anderen Falle brach an der ulica Podgorna der Stanislaus Ceglarek zusammen und mußte gleichfalls nach dem Krankenhaus überführt werden. k.

Er hat das Wiederkommen vergessen. Der Anton Kwiotek von der ulica Hajducka 14, schickte mit einem 10-Zlotystück den 14jährigen Johann Garbas um ein viertel Liter Alkohol. Der Auftraggeber wartet noch heute auf die Rückkehr des Burschen. k.

Im Gedränge bestohlen. Die Elfriede Panczyk von der ul. Narozna 13, holte für ihren Vater die Rente in Höhe von 66 Zl. Unterwegs sah sie sich die Auslagen im Kaufhaus „Tic“ an. Währenddem machten sich zwei Personen an sie heran und entwendeten ihr den Betrag. Die von der Polizei aufgenommene Verfolgung führte zur Festnahme eines gewissen Czeslaw Grzebiolec aus Czenstochau. Dem anderen gelang es mit dem Gelde zu entkommen. k.

Beisel bei einem Vergnügen. Am 13. Februar fand in Paulsdorf ein Tanzvergnügen des Vereins „Strzelec“ statt. Plötzlich entstand im Saale eine Schlägerei. Auf Ersuchen des Gastwirts schritt ein Grenzbeamter ein und der, als er tätlich angegriffen wurde, von der Hiebwaffe Gebrauch machte. Er wurde dabei übel zugerichtet und bewußtlos geschlagen. An den Folgen der Verletzungen war der Grenzer Wladislaus Sokolowski 5 Wochen dienstunfähig. Am Freitag hatten sich 6 Paulsdorfer Bürger, unter der Anklage der Körperverletzung vor dem Königshütter Burggericht zu verantworten. Die Beweisaufnahme brachte die Schuld des Romuals Müller und Siegfried Kostka, die beide zu je 7 Monaten Gefängnis verurteilt wurden. Weil sie aber noch unbestraft sind, gewährte ihnen das Gericht eine Bewährungsfrist von 3 Jahren. k.

Siemianowitz

Apothekendienst. Am Sonntag, den 1. Pfingstfeiertag, versieht den Tag und Nachtdienst die Barbaraapotheke auf der Beuthenerstraße. Am zweiten Pfingstfeiertag hat desgleichen die Stadtapotheke Dienst. Den Nachtdienst in kommender Woche versieht die Barbaraapotheke. o.

Für die Arbeitslosen. Als Ablösung einer Kranzspende anläßlich der Beerdigung des Dr. Radmann haben die Siemianowitzer Aerzte an den Arbeitslosenfonds 110 Zloty überwiesen. o.

Zeugenverhaftung im Steuerprozeß Kotzias

Die Rolle des Büropersonals

Am gestrigen Freitag erfolgten weitere Zeugen-Vernehmungen in der Prozeßsache Kotzias. Auf der Anklagebank nahmen diesmal neben Hermann Kotzias nur die Finanzbeamten Zejer, Pietruszka und Malewicz, sowie Bücherrevisor Godlewicz, Platz. Die mitangeklagten 17 Firmeninhaber wurden infolge des Pfingstgeschäftes zeitweise beurlaubt.

Sehr verhängnisvoll gestalteten sich die eigenen Aussagen für den Zeugen Peter Widawski, der s. Zt. im Büro Kotzias tätig gewesen ist. Widawski spielte vor Gericht eine noch weit unglücklichere Rolle, als sein Kollege Wapienicki, dem der Richter auf der verletzten Verhandlung zu bedenken gab, daß er wegen seiner unkorrekten Aussagen vor Gericht, zur Verantwortung gezogen werden könnte. Zeuge Widawski sagte sehr entlastend aus. Die Bücher sind stets korrekt und nur laut den vorliegenden Belegen geführt worden, die von den Firmen zugestellt worden sind.

Vor dem Untersuchungsrichter allerdings machte Zeuge Widawski

grundsätzlich andere Aussagen,

die mit seinen jetzigen Behauptungen vor Gericht in krassestem Widerspruch stehen. Dort ließ er s. Zt. zu Protokoll bringen, daß die Bücher im Büro Kotzias unsachgemäß geführt wurden. Weiter ließ er protokollieren, daß er bis zum Verhör vor dem Untersuchungsrichter über die Vorgänge im Büro schweigen mußte, da er sich in einer abhängigen Stellung befand und im anderen Falle den Verlust seines Postens zu befürchten hatte. Der Richter richtete an Widawski die Frage, wie es nur möglich sei, daß er so verschieden aussagen konnte. Daraufhin wußte Zeuge nicht viel zu entgegnen. Er beteuerte auf eindringliches Befragen nur erneut, daß im Büro Kotzias alles ordnungsgemäß vor sich ging, war jedoch nicht in der Lage, eine glaubwürdige Begründung für diese krassen Widersprüche in seinen Aussagen vorzubringen.

Der Vertreter der Anklage unterstrich, daß sich so viele schlimme Widersprüche in den Zeugenaussagen ergeben hätten, daß er sich veranlaßt sehe, Antrag auf

sofortige Arretierung

des Widawski zu stellen. Hiergegen legte Verteidiger Zbislawski sein Veto ein, welcher den Antrag des Staatsanwalts als demonstrative Geste bezeichnete und gleichzeitig der Befürchtung Ausdruck gab, daß bei Arretierung des Zeugen eine gewisse indirekte Beeinflussung der nachfolgenden Zeugen eintreten könnte, die aus Furcht, ebenfalls arretiert werden zu können, womöglich unter Umständen einseitig aussagen würden.

Das Gericht jedoch stimmte dem Antrag des Staatsanwalts auf Festnahme des Widawski zu, mit der Begründung, daß wissentliche Irreführung des Gerichts bezw. des Untersuchungsrichters vorgelegen hat.

Nach einer kurzen Mittagspause wurde dann ein weiterer Büroangestellter der Firma Kotzias und zwar der Buchhalter Alfred Gonsior gehört. Zeuge gab vor Gericht an, daß er in verschiedentlichen Fällen die Bücher von Fleischerfirmen führte. Dabei handelte er so ziemlich

nach Gutdünken,

indem er beispielsweise an den Sonnabenden größere Posten für den Umsatz einsetzte, dabei von der Voraussetzung ausgehend, daß im Fleischergewerbe der größte Umsatz am Sonnabend zu verzeichnen ist.

Der Richter wollte Antwort auf die Frage, ob Zeuge sich denn nicht darüber klar gewesen ist, daß er sich bei einer solchen Buchführung strafbar gemacht hätte, umsomehr, als er sich ja nicht strikt nach den Belegen richtete. Hierauf bemerkte Gonsior, in gutem Glauben gehandelt zu haben.

Entsprechend einem Antrag der Verteidigung,

erfolgte eine Konfrontation

dieses Zeugen mit dem Kriminalbeamten Wantula, welcher im Voruntersuchungsverfahren mit der Zeugenvernehmung betraut wurde. Aus den Aussagen des Kriminalbeamten ging hervor, daß die Protokollierung in korrekter Weise erfolgt ist. Der Zeuge hatte tatsächlich die Möglichkeit, die zu Protokoll gemachten Aussagen bei dem eigentlichen Verhör durch den Untersuchungsrichter vervollständigen zu lassen. Nach eingehender Vernehmung dieses Zeugen, wurde die Verhandlung in den Abendstunden unterbrochen und auf den heutigen Sonnabend verlegt. y.

Großer Wohnungseinbruch. Am vergangenen Mittwoch drangen bis jetzt nicht ermittelte Einbrecher in die Wohnung des Steigers Wasilewski mittels Nachschlüssel ein, durchwühlten alle Behältnisse und stahlen einen Sommermantel, 4 Anzüge und andere Sachen im Gesamtwerte von 1600 Zloty! Von den Tätern fehlt jede Spur. o.

Krejcikonzert. Am 5. Juni, zweiten Feiertag, findet im Bienhofpark um 4 Uhr nachmittag ein großes Streichkonzert des Krejciorchesters unter persönlicher Leitung des Dirigenten Josef Krejci statt. Gutes neues Programm mit solistischen Vorträgen. o.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Bismarckhütte. (Verlegung des Einkaufs!) In den letzten Tagen übersiedelten einige Abteilungen des Verwaltungsgebäudes der Bismarckhütte nach Kattowitz. Bis jetzt betraf die Verlegung den Ein- und Verkauf, wie man hört, sollen in nächster Zeit andere Abteilungen folgen. Was die Bismarckhütte damit bezwecken will, entzieht sich unserer Kenntnis. Raummangel ist es bestimmt nicht, es scheint eine Absicht dahinter zu stecken. In Angestelltenkreisen wird darüber gemunkelt, daß die Verlegung einen Abbau nach sich bringt. Dies scheint das Wahrscheinlichste zu sein, da das Zusammenwerfen der verschiedenen Abteilungen nur Ersparnis an Arbeitskräften bedeutet. —s.

Chebce. (In selbstmörderischer Absicht in den Teich gesprungen.) Von einigen Personen wurde ein junger Mann beobachtet, welcher in die Teichanlage bei Kokot in Chebce sprang. Die Polizei wurde hiervon benachrichtigt, welche veranlaßte, daß nach dem Ertrunkenen gesucht werden soll. Nach längeren Rettungsarbeiten konnte der Tote herausgefischt werden. Es handelt sich um einen jungen Mann im Alter von 19 bis 20 Jahren. Derselbe ist 175 Zentimeter groß und war zuletzt mit einem grauen Jakett, schwarzer Hose, blauem Hemd, sowie schwarzen Schuhen bekleidet. Der Tote ist blond, hat gesunde Zähne. Der Unbekannte wurde in die Leichenhalle geschafft. Personen welche über die Identität des Toten irgendwelche zweckdienliche Angaben machen können, werden ersucht, sich unverzüglich bei der nächsten Polizeistelle zu melden. x.

Pleß und Umgebung

Unglücksfall eines Epileptikers. Auf der Chaussee zwischen Paniow und Alt-Kuznia brach der 39jährige Jan Obronczka aus Borowo-Wies bewußtlos zusammen, welcher bereits seit längerer Zeit an schweren epileptischen Erkrankungen leidet. In dem gleichen Moment fuhr das Personenauto Sl. 3047 heran, durch welches der am Boden liegende Mann verletzt wurde. Der Verunglückte wurde mittels Auto der Rettungsbereitschaft nach dem Spital in Nowa-Wies überführt. x.

Rybnik und Umgebung

Von Banditen in der Wohnung gefesselt und geknebelt.

Ein schwerer Raubüberfall wurde in die Wohnung des Eisenbahners Jan Malczerczyk auf der ul. Piaskowa 6 in Rydultau verübt. Dort zertrümmerten mehrere Banditen die Fensterscheiben der Wohnung und drangen dann gewaltsam ein. Anwesend war nur die Ehefrau des Wohnungsinhabers. Unter Vorhaltung einer Schußwaffe wurde die Frau aufgefordert, das im Schrank aufbewahrte Geld auszuliefern. Später wurde die Ehefrau gefesselt und geknebelt und mit einer Bettdecke zugedeckt, um sie so am Schreien zu hindern. Dann durchwühlten die Räuber sämtliche Betten und Schränke und raubten einen Geldbetrag in Höhe von 270 Zloty, ferner zwei Herrenanzüge, sowie einen Herren-Wintermantel. Die Banditen versuchten die gestohlenen Kleidungsstücke zu verpacken. In dem gleichen Moment kehrte der Wohnungsinhaber von der Arbeitsstätte zurück. Aus Furcht vor einer Arretierung bezw. Entlarvung ließen sie die Anzüge und den Mantel am Tatort zurück und verschwanden lediglich mit dem gestohlenen Gelde. Die Frau wurde aus ihrer bedrängten Lage befreit. Nach den Banditen wird polizeilicherseits gefahndet x.

GILGI EINE VON UNS

Irmgard Keun

19)

Sie soll ihm erzählen, von sich sprechen, für jede Einzelheit interessiert er sich. Und Gilgi breitet vor ihm das Leben eines sehr selbstsicheren, sehr zielbewußten kleinen Mädchens aus. Sie erzählt von Herrn Reuter, von Pit, vom Büro, der dicken Müller, der kleinen Behrend. Sogar von ihrer Elternsuche erzählt sie. Von den Krons und der Täschler. Oh, die Geschichte bedrückt sie schon längst nicht mehr, sie ist keine sentimentale Gans, sie braucht niemanden, kommt allein durch. Sie weiß, was sie will und kann, was sie will. Und während der ganzen Zeit hält sie Martin Brucks Hand fest, gerade so als hätte sie Angst, er könnte plötzlich aufstehen und auf Nimmerwiedersehn verschwinden. Das soll er nicht, er soll bei ihr bleiben, noch lange…“ Ja, und verliebt ist man nie?“ Martin Bruck macht seine Hand frei, um Gilgi übers Haar zu streichen. Gilgi lächelt herablassend Letzten Endes stellen doch alle Männer die gleichen dämlichen Fragen. „Natürlich ich man verliebt — hier und da — das nimmt man nicht weiter ernst, gibt Wichtigeres. Männer! Was das schon ist.“ Und sie zitiert Olga: „Liebe ist nett und vergnüglich, aber man darf sie nicht ernst nehmen.“ Martin findet, daß es eigentlich ihm zukäme, sowas zu sagen, immerhin kann ihm solche unbeschwerte Weltanschauung nur angenehm sein.

„Soll ich Sie zu Ihrem Maskenball fahren lassen“, fragt er als sie ins Taxi steigen. Gilgi antwortet nicht. Ein Glück für Martin Bruck, daß es dunkel ist. Gilgi würde ihm nie verzeihen, wenn er gesehen hätte, wie rot sie geworden ist.

Wohin fahren wir? Ich sollte es nicht, ich sollte nicht mitfahren… er hat den Arm um ihre Schultern gelegt — ein Mann! Was das schon ist.

Eine schöne Wohnung. Dicke Teppiche, bunte Kissen, weiches Licht. „Das alles gehört Ihnen?“ — „Mir?“ Martin Bruck lacht: „Mir gehört gar nichts auf der Welt, das hier gehört einem Freund, der ist für zwei Jahre nach Rußland gefahren, ich soll hier aufpassen, bin eine Art besserer Portier sozusagen. Daß ich's zwei Jahre hier aushalte — das glaube ich nicht.“ Er soll es zwei Jahre hier aushalten, er soll — Martin nimmt Gilgi den Mantel ab: ein schlanker Junge, ein lebendig gewordenes Gainsborough-Bild steht vor ihm. „Mädelchen, du gefällst mir.“ Martin läuft geschäftig hin und her. „Was wollen Sie trinken, kleines Fräulein?“ — Bin doch ein Glückspilz! Liebes Leben, hast immer noch hübsche Ueberraschungen für deinen alten Martin bereit. Ist das Mädel gewachsen! Die Beine gerade um die richtige kleine Nuance zu hoch angesetzt, in den Schultern breiter als in den Hüften. „Setz' dich doch, Mädelchen.“

Gilgi steht reglos. Der sagt schon du zu mir. Wie sicher der ist, wie genau der weiß… Ist der sicher, werd' ich noch sicherer sein. Gilgi ist blaß bis an die Lippen, macht eine hochmütige, kleine Handbewegung: „Sie können sich das sparen, Sie brauchen mir nicht zu erzählen, daß Sie mich hergebracht haben, um mir ein interessantes Buch zu zeigen oder um mir einen besonders alten schottischen Whisky vorzuführen…“ Martin schluckt die Worte wie eine sehr bittere Pille. „Kleine, ein bißchen muß man sich schon an die Spielregeln halten!“ Mit schwankenden, kleinen Schritten kommt Gilgi zum Tisch, nimmt ein Glas — „Dummes, kleines Ding“, sagt Martin leise, tritt hinter sie, streicht sanft und zärtlich über ihre Schulter — „kleines Mädchen, gib dir doch keine Mühe, deine Unsicherheit hinter Ruppigkeit zu verstecken, ich hab's so gern, wenn Frauen unsicher sind.“ Klirrr — Gilgis Glas fällt zu Boden. Sie will die Hand abstreifen, die über ihre Schulter streicht und hat nicht einmal soviel Kraft, um den Arm zu heben — zu schnell das alles — zu schnell — Schnell? Wenn man fünf lange, lange Tage darauf gewartet hat?

Planlos streift Martin Bruck durch die Straßen. Mistiges Wetter, klebrig naß. Guckt man nach oben: wolkiges, schmuddliges Grau — —guckt man nach unten: schwärzliches feuchtglitschiges Pflaster. Mißvergnügt blinzelt die Lichtreklame auf dem Hohenzollernring durch den Nebel. Urban's Gaststätten — Cafe Wien. Jazzschlager spülen in kleinen Wellen bis zu den fröstelnden Portiers an den Eingängen. Drinnen langweilen sich vereinzelt Provinzler auf rotem Plüsch. Kellner erzählen auf den kleinsten Antipp hin von schlechtem Geschäftsgang, ein Ehepaar verläßt bewußt demonstrativ das Lokal, weil Kaffee nur in Kännchen gegeben wird. 1a Tafel-Geschäftsführer sind bereits verzappeln. Nur ein hübscher kleiner Zigarettenboy repräsen- Liebenswürdigkeiten erster Klasse bereits an einfache Tuchgäste verzappeln. Nur ein hübscher kleiner Zigarettenboy repräsentiert unbeirrbar hochmütig und standesbewußt die Kurfürstendamm-Ambition der Kölner Ringstraße.

Martin trinkt seinen Kaffee. Wirft dem Kellner ein Zweimarkstück auf den Tisch, verzichtet nach alter Gewohnheit, sich den lächerlichen Rest von achtzig Pfennigen rausgeben zu lassen. Aufgeregt begleitet der Kellner den seltsamen Gast bis auf die Straße, hält ihn hartnäckig für einen Amerikaner, verspricht ihm — in drängendem Bedürfnis nach Gegenleistung — für nächste Woche besseres Wetter und empfiehlt Dahmen's Autorundfahrt.

Martin biegt in die Ehrenstraße. Dorado der Hausfrauen. Geschäft neben Geschäft. Metzgerläden illuminieren reizvoll ihre sinnig arrangierten Auslagen. Zwischen blutigen Fleischfetzen ängstigen sich blasse Narzissensträußchen. Wollige, kleine Hasen starren vorwurfsvoll aus toten verglasten Augen. Aus Fischgeschäften strömt der Rachegestank silberbäuchiger Hechte und Schellfische. Damen mit Einholenetzen drängeln beutegierig wie Siouxindianer auf dem Kriegspfad an den Schaufenstern vorbei. Blasse, verwahrloste Frauen zerren schmuddlige Kinder hinter sich her, abgerissene Arbeitslose versuchen vergeblich, sich am warmen Dunst lockender Brotläden satt zu riechen. Ganz umsonst läßt ein Radiogeschäft Tauber etwas sehr Trauriges aus dem Zarewitsch in die wimmelnde Straße hinein singen… in tiefer Nacht…

(Fortsetzung folgt.)

Bielitz, Biala und Umgegend

Beschlüsse der Zentralgewerkschaftskommission in Polen

Ueber die Wirtschaftslage und die Wirtschaftskonferenz

Es ist ein Jahr vergangen, als aus den sanatorischen Bourgeoisiekreisen verkündet wurde, daß die Hauptaufgabe der Wirtschaftspolitik im Staate jene ist, daß an den Grundlagen des heutigen Wirtschaftslebens nicht gerüttelt werden darf. Dies soll dadurch geschehen, daß die heutige Währung erhalten, die innere Kapitalisation vermehrt und die Rentabilität des Kapitals erhöht werde. Dieser irrigen Auffassung jener Leute, welche heute leider bei uns Wirtschaftsführer sind, stellt die Zentralgewerkschaftskommission folgende These entgegen: Aenderung des heutigen Wirtschaftssystems und Umstellung der Produktion nicht für den Profit, sondern zur Befriedigung des Bedarfes der breiten Massen. Der einzig richtige Weg zur Erreichung dieses Zieles ist die Planwirtschaft, die Unterordnung der Finanzwirtschaft den Bedürfnissen der Produktion und Uebernahme des Außenhandels sowie die Hauptzweige der Industrie durch den Staat.

Die Zentralgewerkschaftskommission in Polen stellt fest, daß die von den Kapitalisten empfohlenen Maßnahmen zur Bekämpfung der Krise, wie Vergrößerung der Ausbeutung der Arbeit, Lohnabbau, Begrenzung der sozialen Rechte, Verlängerung der täglichen Arbeitszeit faktisch gar nicht zur Vermehrung der Kapitalisierung im Innern und Erhaltung der gegenwärtigen Geldwirtschaft beigetragen haben, die Krise hat sich nicht verringert, im Gegenteil, durch die Not der breiten Massen hat sie sich nur noch verschärft. Nachdem die Wirtschaftsführer die Massen mit ihren alten Drohungen nicht mehr weiter irreführen können, haben sie eine Wirtschaftskonferenz einberufen. In der eigenen Rat- und Hilflosigkeit wußte die Wirtschaftskonferenz nichts anderes zu tun, als die Verantwortung an der Wirtschaftskrise den ohnedies durch die Krise schwer Leidenden aufzuhalsen, indem noch eine weitere Einschränkung in der Lebenshaltung, eine weitere Einschränkung der Produktion und Konsumtion und die weitgehendsten Sparmaßnahmen eintreten sollen.

Die Zentralgewerkschaftskommission stellt fest, daß auch diese Ratschläge illusorisch sind. Falls sie aber allgemein angewendet werden sollten, so würden sie zur Belebung der Wirtschaft und zur Linderung des Elends nirgends beitragen.

So wie der Ruf nach der Erhaltung der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung und Erweiterung der Kapitalisation im Innern erscholl, so hat auch zu derselben Zeit die Zentralgewerkschaftskommission die Losung entgegengestellt: Umbau der heutigen Gesellschaftsordnung und Umstellung der Produktion zur Befriedigung aller Bedürfnisse und nicht für den Profit.

Den Forderungen nach Sparmaßnahmen nach weiterer Herabsetzung der Lebenshaltung und Einordnung der Konsumtion und Produktion nicht zur Bedarfdeckung, sondern zur Geldanhäufung, stellt die Zentralgewerkschaftskommission die Forderung nach einer ausgiebigen Produktion und auch Konsumtion im Inland mit Berücksichtigung des Exportes nur insofern, als derselbe notwendig ist zur Erreichung der im Inlande nicht vorhandenen Rohstoffe oder Fertigwaren. Die Propagierung des Exportes um jeden Preis, um angeblich den Wohlstand des Staates und der Bevölkerung zu heben, muß mit der Hebung des Marktes und der Konsumtion im Innern beantwortet werden.

In diesem Prozeß kann der Staat nicht als Uninteressierter beiseite stehen, sondern muß die Initiative ergreifen und einen Produktionsplan schaffen zwecks Befriedigung der Bedürfnisse der Allgemeinheit und muß auch die nötigen Umsatzmittel auf wirtschaftlich begründeter Grundlage ohne Rücksicht auf die vorhanden'e Goldmenge, verschaffen.

Zur Erfüllung dieser Aufgabe wird der Staat nur dann in der Lage sein, wenn die Regierung in demselben nicht die Interessen des Kapitals, sondern die Interessen der arbeitenden Bevölkerung vertreten wird, nämlich **eine Arbeiter- und Bauernregierung.**

In dieser Situation, wo die zweite Wirtschaftskonferenz, die gänzliche Unfähigkeit der kapitalistischen Kreise zur Gesundung des Wirtschaftslebens erwiesen hat, bestätigt die Zentralgewerkschaftskommission in Polen öffentlich den Bankrott der derzeitigen Wirtschaftsführer und erklärt, daß nur eine Kraft fähig und bereit ist, den Umbau der Gesellschaftsordnung, Beseitigung der Krise vorzunehmen und Gewährung der Bevölkerung aller notwendigen materiellen Güter **ist die Arbeiterklasse, vereinigt infolge ihrer gemeinsamen Interessen mit den arbeitenden Massen, der Bauern und dem Kleinbürgertum.**

Roter Sport

Heute kämpfen die Ringer und Stemmer um den Titel — Reger Feiertagsbetrieb bei Jednosć Königshütte — Eine Frage an die Verbands-Fußballsparte

50 Ringer und Stemmer am Start.

Kein Arbeitersportler dürfte sich die heute abend im Grünfeldschen Saal in Zalenze stattfindenden Landesmeisterschaften der Ringer und Stemmer unseres Verbandes entgehen lassen. Wir haben auf alle Einzelheiten schon hingewiesen. Nur die Besten eines jeden Bezirkes sind berechtigt, an den Meisterschaften teilzunehmen. Alle Klassen sind fast gleichmäßig besetzt. Skra Warschau kommt mit einer kompletten Ringermannschaft, Vorwärts Bielitz hat in vier Klassen gemeldet, Sila Myslowitz dürfte mit allen Kanonen auffahren. Die Bezirke Krakau, Lodz und Pommerellen haben gleichfalls gemeldet, ebenso wie die schlesischen Vereine Schwientochlowitz, Chwallowitz und Boguschowitz. Aus dem Bielitzer Unterbezirk nimmt gleichfalls die Sila Komorowice teil, so daß tatsächlich alle Vereine unseres Verbandes, die in der Schwerathletik eine Rolle spielen, vertreten sein werden. Die Kämpfe beginnen pünktlich um 5 Uhr. Alle Formalitäten mit den Kämpfern werden vorher erledigt, so daß der Kampfverlauf keinerlei Verzögerungen erfahren dürfte. Arbeitersportler Schlesiens! Beweist dem Verband, daß das in Euch gesetzte Vertrauen gerechtfertigt wird und sorgt für Massenbesuch, zumal die Eintrittspreise für Mitglieder der Arbeitersportvereine nur 30 Groschen betragen.

R. K. S. Jednosc Königshütte — R. K. S. Sila Myslowitz.

Am 1. Feiertag stehen sich die beiden obengenannten Vereine in einem Freundschaftsspiel gegenüber, welches in Königshütte auf dem Kresyplatz ausgetragen wird. Es ist das erste Mal, daß diese Mannschaften aufeinander treffen. Auf den Ausgang dürfte man tatsächlich gespannt sein, da sowohl die Gäste als auch die Gastgeber über eine gute eingespielte Mannschaft verfügen, die sich auf gleicher Spielhöhe befinden und erst nach schwerem Kampf besiegt werden können. Beginn nachmittags 5 Uhr. Vorher spielen Reserve und Jugend.

R. K. S. Jednosc Königshütte — R. K. S. Sila Ober-Lazisk.

Am Pfingstmontag veranstaltet der schlesische Exmeister einen Ausflug nach Ober-Lazisk und trägt bei dieser Gelegenheit ein Freundschaftstreffen mit der dortigen Sila aus. Freunde des Vereins und Schlachtenbummler können sich an diesem Ausflug beteiligen. Anmeldungen nimmt bis Sonntag früh der Genosse Alfons Szczeponik, Königshütte, ul. Ligota-Gornicza 24, entgegen.

Heute tritt der erprobte Mittelstürmer der Königshütter Jednosc, Sportgenosse Max Ciupka mit der Sportgenossin Marschek in den Ehebund. Der Vorstand wünscht den Neuvermählten auch auf diesem Wege das Beste für die Zukunft. Wir schließen uns diesen Wünschen an und hoffen, daß der heute geschlossene Bund das junge Paar noch fester an ihren Verein schmieden möge und sie ihm die Treue ebenso halten wie sich selbst.

Hat die Fußballsparte des Z. R. S. S. schon dazu Stellung genommen?

Wie wir aus der bürgerlichen Presse entnehmen können, beteiligen sich auch dieses Jahre wieder einige Arbeitersportvereine an den Verbandsspielen des P. Z. P. N. Wir berufen uns hier auf den bei der vorjährigen Landeskonferenz in Lodz gefaßten Beschluß, wonach den betreffenden Vereinen freigestellt wurde, sich bis zum 1. Januar 1933 zu entschließen, ob sie ihre Verbandsspiele bei den Arbeitersportlern oder beim P. Z. P. N mitmachen wollen. Wem die Entscheidung so schwer gefallen ist oder wer aus „technischen" Gründen an den Verbandsspielen des Z. R. S. S. nicht teilnehmen kann, der darf dann aber auch nicht in die Endspiele um die Landesmeisterschaft des Z. R. S. S. eingreifen, wie es im Vorjahr mit Legja Krakau, R. K. S. Zaglembie und einigen anderen Vereinen der Fall war. Dieser Zustand darf unter keinen Umständen anhalten, da sich durch solche Machenschaften die hiesigen Arbeiterfußballer stark benachteiligt fühlen würden. Die Folgeerscheinung wären Uneinigkeiten innerhalb der Bezirke und des Verbandes, denen man doch durch strikte Innehaltung einmal gefaßter Beschlüsse vorbeugen könnte. Wir hoffen, daß diese Worte an der zuständigen Stelle nicht ungehört verhallen und behalten uns weitere Stellungnahme zu diesem Thema vor.

„Wo die Pflicht! ruft"

Pfingsttour der Naturfreunde Bielitz. Zu den Pfingstfeiertagen veranstalten die Naturfreunde Bielitz einen 2 tägigen Ausflug in die Beskiden und zwar: Klimczok—Salmopol—Malinow—Barania Kammpartie auf den Skrzyczne und Szczyrk. Zusammenkunft Sonntag, den 4. Juni 1933, bei der Sparkassa (Stadtberg), um 7 Uhr früh. Gäste willkommen.

Lipnik. Verein Arbeiterheim in Lipnik veranstaltet am Sonntag, den 18. Juni d. Js., beim Jägerhaus in Lipnik ein W a l d f e s t unter gefälliger Mitwirkung des Arbeiter-Gesangverein „Freiheit" und der Jugendorganisationen in Lipnik. Entree freie Spende. Alle Arbeiterorganisationen werden ersucht diesen Tag freizuhalten.

Bielitz und Umgebung

Verein Sterbekassa Bielsko! 161. und 162. Sterbefall. Wir geben unseren Mitgliedern bekannt, daß unsere Mitglieder Lorenc Josef, wohnhaft in Lodygowice, am 25. Mai im 81. Lebensjahre und Gajda Anna wohnhaft in Alexandrowice, am 27. Mai d. Js., im 55. Lebensjahre gestorben sind. Ehre ihrem Andenken. Die Mitglieder werden ersucht die fälligen Sterbebeiträge regelmäßi zu bgezahlen, damit beim Auszahlen der Sterbeunterstützung keine Schwierigkeiten entstehen. Die 165. Marke ist zu bezahlen. Der Vorstand.

Zwei Fahrräder entwendet. Am Mittwoch zwischen 10 und 12 Uhr entwendeten Unbekannte aus dem versperrten Vorhaus des J. Zuba in Czechowice, Nr. 28, ein Fahrrad im Werte von 70 Zloty. Das Rad hat die Marke „Premjer", trägt die Nr. 334 605 und ist schwarz lackiert. Am Donnerstag vormittags gegen 8,30 Uhr entwendete ein Unbekannter ebenfalls ein Rad, zum Schaden des L. Mucha, welches derselbe vor dem Krankenkassengebäude in Czechowice hatte stehen lassen. Das Rad hat die Marke „Maraton", trägt die Nr. 105 341 und ist ebenfalls schwarz lackiert. M. erleidet dadurch einen Schaden von 120 Zloty.

Lipnik. (R a u b ü b e r f a l l.) Es mehren sich die Vorfälle, daß maskierte Räuber Leute überfallen und ausrauben. Vergangenen Mittwoch drangen in der Nacht zwei maskierte und bewaffnete Männer durch das Fenster in die Wohnung der Landwirtin Maria Chrobak in Lipnik Nr. 362 und überfielen die Frau im Schlaf indem sie von derselben Geld verlangten. Die Ueberfallene beteuerte, daß sie kein Geld habe. Daraufhin stürzten sich die Einbrecher auf die wehrlose Frau und bearbeiteten sie durch Schläge derart, daß sie bewußtlos liegen blieb. Die Banditen durchstöberten die ganze Wohnung und verschwanden, als die Einrichtung demoliert wurde unter Mitnahme von 100 Zloty Bargeld. Die polizeilichen Erhebungen sind im Zuge.

Lustige Anekdoten.

Der Schiedsspruch.

Als es noch keine Eisenbahn und keinen Telegraphen gab, kam es zwischen den Bankhäusern K. in Frankfurt und A. und E. in Wien zu einer Streitigkeit, der folgender Vorfall zu Grunde lag: Bei K. in Frankfurt war nachmittags der Kurier aus Wien eingetroffen und hatte zwölf Säcke österreichische Goldgulden abgeliefert. Der alte K. nahm sie selbst in Empfang; der Kurier war sofort nach Wien zurückgekehrt. Am Tage darauf teilte der Frankfurter Bankier seinem Geschäftsfreund an der Donau mit, der Kurier habe statt zwölf Säcken dreizehn abgeliefert. Der überzählige Sack sei durch die Thurn und Taxische Post heute zurückgesandt worden, „und ich stelle dafür zehn Gulden Spesen in Rechnung."

Wegen dieser Belastung kam es zu Meinungsverschiedenheiten, denn keiner wollte die Kosten tragen. — Der angerufene Schiedsrichter urteilte so: „Den Fehler hat zwar die Bank in Wien gemacht, trotzdem muß die Kosten der Bankier K. in Frankfurt tragen. Begründung: K. hat sofort gemerkt, daß ein Sack zuviel war und hätte ihn sofort dem nach Wien heimkehrenden Kurier mitgeben können.

Die Kosten seien nur dadurch entstanden, weil K. eine Nacht überdenken wollte, ob er den Sack überhaupt zurücksenden sollte.

Prokura.

Der reiche Bankier ruft seinen ältesten Buchhalter ins Chefkabinett: „Sie sind nun an die zwanzig Jahre in meinem Hause, Sie sollen also Unterschrift bekommen; Sie werden die große Ehre haben, mich während meiner Abwesenheit zu vertreten."

Freudig und geschmeichelt verneigt sich der Buchhalter: „Ich weiß das Vertrauen und die Ehre zu schätzen."

„Und nun," sagt der Bankier, „wollen wir auch die Gehaltsfrage neu regeln. Was haben Sie bisher bei mir gehabt?"

„Sechshundert Mark im Monat, Herr M.!"

„Gut, Sie sollen von jetzt ab fünfhundert haben!"

„Aber, Herr M., jetzt bin ich doch Prokurist, und das ist ja weniger!"

Der Bankier schüttelt gekränkt den Kopf: „Ja, ist denn die Ehre gar nichts wert?"



„Graf Zeppelin" in Rom

Links: Das Luftschiff kreuzt über dem Victor-Emanuel-Denkmal, dem Grabmal des Unbekannten italienischen Soldaten. Rechts: König Victor Emanuel verläßt nach der Besichtigung das Luftfahrzeug. — Ueber der italienischen Hauptstadt erschien das deutsche Luftschiff „Graf Zeppelin" und brachte symbolisch der Ewigen Stadt die Grüße des neuen Zeitalters der Technik. In Anwesenheit des Königs und der Spitzen der Behörden und unter dem Jubel von Zehntausenden landete das Luftschiff dann auf dem Flugplatz von Rom.

Pfingstlümmel, der geköpfte Frosch und andrer Wetterzauber

Von Alpha Omega.

Bei den Negern und Indianern, in Asien wie in Polynesien gibt es eigene Zauberer, die für Regen und für Sonnenschein zu sorgen haben, je nachdem es die Lebensbedingungen ihrer Gläubigen, das Gedeihen der Früchte des Feldes der Bäume oder der Viehherden verlangen. Braucht man Regen, dann spritzen die Magier Wasser umher, wollen sie Wolken herzaubern, werfen sie Wolle oder weiße Federn in die Luft, ist Trockenheit nötig, zünden sie Feuer an. Nicht anders ist es noch heute im zivilisierten Europa, wenn auch die zauberischen Zusammenhänge nicht mehr ganz erkannt werden.

Da ziehen zum Beispiel in vielen Gegenden Oesterreichs Deutschlands, der Schweiz zur Pfingstzeit die jungen Leute in den Wald und wickeln einen Burschen ganz in belaubte Zweige. Mit einem grünen Zweig in der Hand, zu Fuß oder zu Pferd, kehrt er mit den andern in das Dorf zurück. Beim Brunnen wird er vom Pferd gehoben und in den Brunnentrog geworfen, dann spritzt er alle, besonders die Mädchen, mit Wasser an was sie sogar von ihm verlangen. Der in Laub Gehüllte heißt in manchen Gegenden der Pfingstlümmel, anderwärts Pfingstkönig, Pfingstbutz, Graskönig, Pfingstl. Wasservogel — ein Bursch mit Schilf und Blumen bekleidet manchmal mit dem Kopfe eines Wasservogels maskiert, oder auch nur ein aus Stroh verfertigter Vogel — und ähnlich. Er stellt offenkundig den grünenden Wald, die neue Vegetation, die schöpferische Kraft des Wachstums dar. Er bringt diese Kraft ins Dorf, indem er ins Wasser gesteckt wird, und indem er die andern mit Wasser bespritzt, ahmt er den lebenspendenden Regen nach, zaubert ihn zur gewünschten Zeit herbei.

Oft hat er seinen Spitznamen Pfingstlümmel, Pfingstkalb usw. davon, daß er beim Austrieb der Herden am Pfingstsonntag als letzter kommt, während der Hirt, der als der erste erscheint, den Ehrennamen Pfingstkönig oder Tauschleifer erhält; der wird oft wirklich durch den Tau geschleift also wieder eine zauberische Aktion zur Sicherung des lebenspendenden Nasses, ein Regenzauber

Der Froschschinder.

In manchen Gegenden Böhmens heißt der Hirte, der zuletzt ausgetrieben hat, der Froschschinder und mußte früher einem Frosch die Haut abschinden. Anderwärts wird am Pfingstsonntag einem Frosch oder einer Kröte der Kopf abgeschlagen oder das Tier wird gehenkt, oft in einem regelrechten Gerichtsverfahren. Es kann aber auch eine Katze sein oder ein Kaninchen, und das Hahnenschlagen ein Spiel, das nicht nur im Hochsommer bei der Ernte, sondern auch zu Pfingsten getrieben wird, wobei einem Hahn der Kopf abgeschlagen wird, bedeutet auch nichts andres. Den Fröschen und Kröten, die ja als Amphibien mit dem Wasser in enger Beziehung stehen, wird weit und breit die Fähigkeit zugeschrieben, Regen zu bringen. So halten Indianerstämme am Orinoko stets eine Anzahl Frösche in Töpfen, und wenn zu lange Trockenheit herrscht, peitschen sie die Tiere mit Ruten, während andre Indianer in Britisch-Kolumbien glauben, Regen zu erzielen, wenn sie einen Frosch töten — genau so wie die Bauern in vielen Gegenden Europas. Das Henken oder Köpfen des Frosches, der Kröte oder eines andern Tieres am Pfingstsonntag ist also ein uralter Wetterzauber, gerade so wie das Eintauchen des Pfingstlümmels in den Brunnentrog und das Bespritzen der Zuschauer oder das Schlagen mit grünen Zweigen. Nichts andres als solch heidnischer Volksbrauch ist es, wenn in manchen deutschen Gegenden zu Pfingsten geweihtes Pfingstwasser auf die Wiesen und Felder gegossen wird, um Hagelschlag abzuwenden, oder wenn eine Schüssel Milch auf den Acker gestellt wird.

Manchenorts wird nicht ein Frosch geköpft, sondern an dem Pfingstlümmel also an dem menschlichen Vertreter des Vegetationsgeistes, wird eine Scheinhinrichtung durch Abschlagen eines angebundenen hölzernen Kopfes vollzogen. Dies läßt die Vermutung zu, daß in uralter Zeit wirklich ein Mensch geopfert wurde, um die in ihm wirksam gedachte Naturkraft frei und wirksam zu machen. Daß ein mit Blumen bekränzter Ochse, der Pfingstochs, in vielen Orten feierlich herumgeführt, dann geschlachtet und gemeinsam verzehrt wurde, zeigt deutlich, daß es sich um ein altes heidnisches Opfertier handelt, das gleichfalls den Vegetationsgeist darstellt und seinerseits an die Stelle des ursprünglich geopferten Menschen getreten ist. Von diesem feierlich zum Opfer bekränzten und bebänderten Tier rührt der Spott über einen eitlen Gecken: „Aufgeputzt wie ein Pfingstochs."

Flurumgänge in alter und neuer Zeit.

So sind die Bräuche der Pfingstzeit durchweg Maibräuche, da das Klima des mittleren und nördlichen Europa erst gegen Ende Mai frühlingshaft wird. Und in allen Einzelheiten zeigen sie Ueberreste aus der Heidenzeit sogar in dem Sammeln von Geschenken durch die Dorfjugend, die als „Pfingstbuben" von Haus zu Haus gehen und Gaben erhalten — früher in der Heidenzeit war das ein Sammeln von Lebensmitteln für das gemeinsame kultische Opfermahl, später wurden daraus Zinsabgaben für Kirche und Grundherren; die Lieder, die bei den Heischegängen gesungen werden, haben sich zum Teil erhalten, obwohl das gemeinsame Kultessen an der Malstätte verschwunden ist. Unendlich viel uralter Brauch hat sich auch in den feierlichen Umzügen erhalten die von der ersten Himmelfahrtswoche bis in die erste Woche nach Pfingsten gewohnheitsgemäß, oft aber auch bei anhaltendem Regen oder zu großer Trockenheit noch später, abgehalten werden.

Das feierliche Umschreiten oder Umreiten der Grenzen, der Felder des Gaues, der Gemeinde oder der Familie war bei den heidnischen Germanen ebenso wie bei andern Völkern üblich, von Fall zu Fall oder in regelmäßigen Abschnitten. Das geschah auch zu dem Zweck die Grenze immer wieder festzustellen, dem Gedächtnis einzuprägen, Streit zu entscheiden. Peter Rosegger, der steirische Dichter, erzählt noch, wie der junge Bauernbursch von seinem Vater feierlich um den Besitz geführt wird und bei jedem wichtigen Grenzpunkt eine Ohrfeige bekommt, damit er sich die Grenze gut einpräge. Meist wurden die Grenzen in Deutschland alle sieben Jahre umgangen oft auch im Frühling, Sommer oder Herbst, und diese, sozusagen juristische Begehung hieß Umgang, Grenzumgang, Schnatgang und ist noch heute üblich. In heidnischer Zeit waren diese Grenzbegehungen, wie alle Regelung gemeinsamer Angelegenheiten mit religiösen Zeremonien verbunden: die Statuen oder Abbilder der Gottheiten wurden mitgetragen, in weiße Schleier gehüllt. Wir wissen das aus einer in der vatikanischen Bibliothek aufbewahrten Urkunde, dem „Verzeichnis von Aberglauben und heidnischen Gebräuchen", die der Germanenapostel Bonifatius nach den Beschlüssen des von ihm geleiteten Kirchenkonzils von Liftinae im Hennegau im Jahre 745 zusammenstellte, nachdem die Kirchenversammlung diese heidnischen Bräuche verdammt und der Landesherr Karlmann sie mit Geldstrafen bedroht hatte. In diesem Verzeichnis lautet die Ueberschrift des 28. Kapitels ins Deutsche übersetzt: „Von dem Bildwerk, das sie (die Deutschen) durch die Felder tragen." Es sind die Götterfiguren, welche die mit Feuer und Schwert oder sonstige Bekehrung zu Christen gewordenen Deutschen aus dem Heidentum bewahrt hatten und mit denen sie durch die Saatfelder zogen.

Eine andre Quelle schildert diese Göttergestalten mit einem weißen Schleier verhüllt. Nach allem, was man sonst von solchen Umzügen weiß, muß man sich vorstellen, daß besonders in der Frühlingszeit, bis Ende Juni, wo das Korn im besten Wachstum stand und die Gefahren durch Wind und Wetter Regen und Stürme, Hagel und Blitz, aber auch durch zu große Trockenheit zahlreich sind, die heidnischen Deutschen am Vorabend des Festes an heiliger Kultstätte zusammenkamen, die Nacht unter kultischen Gesängen und Tänzen verbrachten, um in der Frühe unter Vorantritt des Gemeindepriesters, mit Kränzen im Haar und mit Blumen geschmückt, die besonders heiligen Weidenzweige in der Hand, vor und hinter dem verhüllten und geschmückten Götterbild, in Prozession um die Gemeindegrenzen, durch die Felder zogen. Der Priester sprach oder sang unter den Eichbäumen, die besonders heilig waren, die Zauberlieder oder den Wettersegen, schoß geweihte Pfeile aus Weidenholz über die Aecker und Wiesen, besteckte sie mit geweihten Weidenstäben und besprengte die Saat mit Wasser. Nach der Rückkehr wurden die Opfertiere, die mit Blumen und Bändern geschmückt mitgeführt wurden, rituell geschlachtet, Feuer angezündet, Teile der Tiere, Eier, Brot, den Gottheiten geopfert, das Fleisch in gemeinsamer kultischer Mahlzeit verzehrt und zum Gedächtnis der Gottheiten und der Ahnen getrunken, die angezündeten Holzstücke herumgetragen, ihre Asche auf die Felder gestreut

Diese heidnischen Bittgänge mit ihren Bräuchen, die alle auf einen Wetterzauber hinausliefen, müssen so stark im Volk gewurzelt haben, daß sie auch durch Konzilsbeschlüsse und Strafandrohungen nicht auszurotten waren. So übernahm die christliche Kirche, was sie nicht ausrotten konnte, und so ist in den Bittgängen, die in der Himmelfahrtszeit bis nach Pfingsten über Land gehen, genannt Rogationes (vom lateinischen rogo, ich bitte, flehe), oder Litaneien (vom griechischen litaneuo, ich flehe), in großen Zügen der Flurumgang aus der Heidenzeit erhalten. Sogar die altheidnische Sammlung von Lebensmitteln zum gemeinsamen Opfermahl hat sich noch in Ueberresten erhalten, indem in protestantischen Gegenden die Bauern auf dem Kirchhof — also wo ihre Ahnen liegen — zusammenkommen, Brot, Speck, Käse, Eier mitbringen und unter die Ortsarmen verteilen — einst waren das Opfergaben für die Geister der Toten und für die Götter und nach dem Umgang gemeinsam mit ihnen verzehrt. Vergebens eiferte zum Beispiel der Erzbischof von Köln im Jahre 1536 gegen den Brauch, daß dort bei diesen Bittgängen noch Pferde und Kühe in großer Menge mitgeführt werden, also ganz nach heidnischer Sitte, die früher zur Opfermahlzeit bestimmten Tiere, jetzt offenbar, um sie des Zaubers teilhaftig werden zu lassen. Wurden solche Umzüge zugelassen, deren Zweck für die Bauern darin lag, Hagel und Wetter abzuhalten, Sonnenschein herbeizuführen, aber auch zu Zeiten großer Dürre Regen zu erlangen, dann blieb nichts übrig, als manches mit in Kauf zu nehmen, was früher der germanische Heidenpriester dem um sein Vieh und um seine Feldfrüchte zitternden und bangenden Volk als Schutz geboten hatte. So sind mit der Einführung des Christentums in Deutschland und darüber hinaus die uralten Erntebittfeste übernommen und christianisiert worden. Da blieb keine Wahl: zu mächtig war das Verlangen der Landbevölkerung nach übernatürlicher Einwirkung zur Sicherung der Ernte und ihr Haften an dem nach ihrer Meinung durch Jahrtausende bewährten Wetterzauber.

SCHACH-ECKE

Lösung der Aufgabe Nr. 165.

A. Herbstmann. Weiß zieht und gewinnt. Weiß: Ke4, Se2, Be6 (3). Schwarz: Kb5, Td6 (2).

1. Se2—d4+ Kd5—c5 2. e6—e7 Td6 nach e6+ (falls T×d4+ Ke3 Td1 Ke2 und Weiß erhält eine Dame) 3. Sd4×e6 4. Kc5—d6 e7—e8 T. Würde Weiß eine Dame wählen, so wäre Schwarz patt.

Partie Nr. 166. — Holländisch.

Nach anscheinend geringfügigen positionellen Fehlern des Schwarzen, gelang es dem Weißen, durch einfaches, gediegenes Spiel die Stellung des Schwarzen zu zerpflücken.

	Weiß: **Duchamp.**	Schwarz: **Politier.**
1.	d2—d4	e7—e6
2.	c2—c4	f7—f5
3.	g2—g3	....

Die moderne Bekämpfungsweise der holländischen Verteidigung. Der Läufer steht auf g2, wo er offene Linie findet, viel besser als auf d3.

3.	....	Sg8—f6
4.	Lf1—g2	Lf8—b4+
5.	Lc1—d2	Lb4×d2+
6.	Dd1×d2	0—0
7.	Sb1—c3	Sb8—c6
8.	Sg1—h3	b7—b6
9.	0—0	Lc8—b7
10.	d4—d5	Sc6—a5

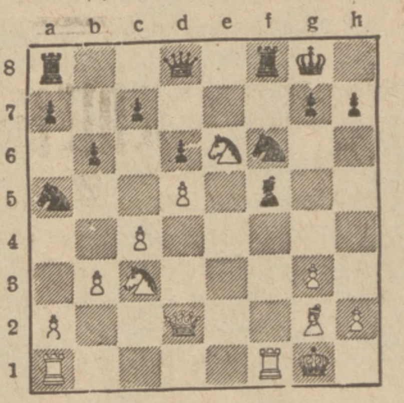
Der Springer steht hier schlecht; ehe er wieder ins Spiel kommt, ist die Partie schon entschieden.

11.	b2—b3	e6—e5
12.	e2—e4	d7—d6
13.	f2—f4	....

Da Weiß die freiere Stellung und damit bessere Bewegungsmöglichkeit der Figuren hat, muß ihm die Linienöffnung Vorteil bringen.

13.	....	e5×f4
14.	Sh3×f4	Lb7—c8
15.	e4×f5	Lc8×f5
16.	Sf4—e6	

Die Besetzung dieses wichtigen Zentralfeldes hemmt das Zusammenspiel der schwarzen Figuren.



16.	....	Lf5×e6
17.	d5×e6	c7—c6

Danach wird auch noch das Feld d6 schwach.

18.	Ta1—d1	Sf6—g4
19.	Tf1—f4	Tf8×f4
20.	Dd2×f4	Sg4—e5

Die schwarze Stellung macht einen kläglichen Eindruck, c6, d6 und Feld f7 sind schwach.

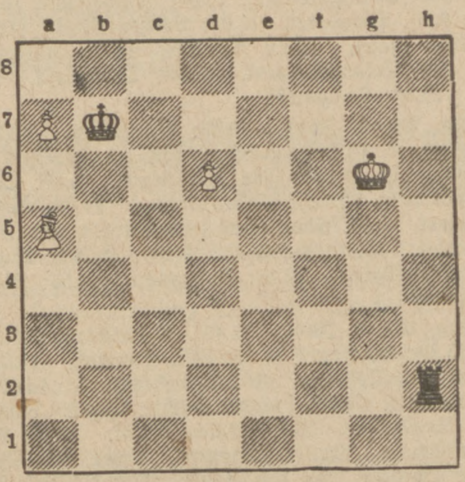
21.	Sc3—e4	Dd8—e7
22.	Td1×d6	Se5—g6

Die Lage des Schwarzen ist so schlecht, daß weitere große Verluste auf keine Weise vermieden werden können.

23.	Df4—d2	Ta8—f8
24.	Dd2—d4	Tf8—e8
25.	Td6—d7	De7—f8
26.	Td7—f7	

Schwarz gab auf.

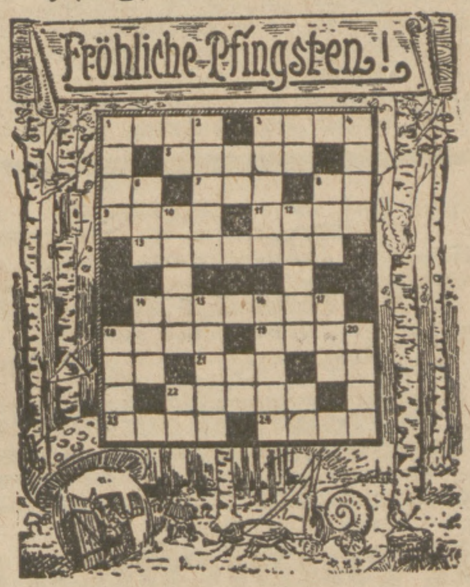
Aufgabe Nr. 166. — J. Fritz.



Weiß zieht und gewinnt.



Pfingstkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Flaschenverschluß, 3. Sehorgan, 5. Laubbaum, 7. Bergtrift, 8. Fragewort, 9. Lampenruß, 11. Gewürz, 13. duftender Strauch, 14. Primelart, 18. Vulkan auf Sizilien, 19. Teil der Oper, 21. Kleidungsstück, 22. Längenmaß, 23. Lasttier, 24. Königin der Blumen.

Senkrecht: 1. Junges Rind, 2. graugelber Uniformstoff, 3. Begründer Ungarns, 4. Gott der Liebe, 6. Blumengott, 8. persönliches Fürwort, 10. Salzart, 12. Menschenrasse, 14. Göttin des Unheils, 15. biblische Frauengestalt, 16. Haustier, 17. Teil des Auges, 18. Getreidefruchtstand, 20. Blumengöttin.

Auflösung des Gedankentrainings „Die Statistik"

An der statistischen Darstellung ist auszusetzen, daß die Längen der einzelnen Därme bildlich nicht richtig wiedergegeben sind. Würde man nämlich die im Bilde gewunden dargestellten Därme zu einer geraden Linie auseinanderziehen, dann würde sich ergeben, daß die dargestellten Därme viel länger wären, als die statistischen Zahlen angeben. Die Windungen an den rechten, beziehungsweise linken Seiten der waagerechten Darmstrecken verlängern den Darm über das beabsichtigte Maß hinaus. Sind diese kleinen Windungsstrecken beim Hundedarm auch noch nicht beträchtlich, da es sich nur um 4 Windungsstrecken handelt, so betragen sie doch bei den 23 Windungen des Schafdarmes eine ziemlich große Länge, so daß der zu einer geraden Linie ausgezogene Schafdarm, wie ihn die Abbildung darstellt, wahrscheinlich 25- bis 26 mal so lang wäre wie Kopf und Rumpf des Schafes [illegible].

Deutschlands Vertreter auf der Weltwirtschaftskonferenz

Hamburg. Der Reichskanzler hat auf Vorschlag des Reichsaußenministers den Bürgermeister von Hamburg, Krogmann, zum Delegierten der Reichsregierung für die am 12. Juni in London beginnende **Weltwirtschaftskonferenz** bestimmt.

Unter Brüdern

Führertagung des Jungdo verboten.

Köln. Der Polizeipräsident von Bielefeld hat die für die Pfingstfeiertage in Bielefeld vorgesehene Führertagung des Jungdeutschen Ordens verboten.

Rundfunk

Kattowitz.

Sonntag, den 4. Juni. 12.05: Wie Warschau. 14.00: Leichte Musik. 14.20: Wie Warschau. 14.40: Polnische Sprache. 14.55: Schallplatten. 16.00: Wie Warschau. 17.00: Fabeln. 17.30: Wie Warschau.

Montag, den 5. Juni. 12.15: Wie Warschau. 14.40: Schallplatten. 16.00: Wie Warschau. 19.00: Ueber Polarfilme. 19.15: Schallplatten und Mitteilungen. 19.25: Wie Warschau. 22.15: Sport. 22.25: Wie Warschau.

Dienstag, den 6. Juni. 11.40: Wie Warschau. 15.50: Kinderfunk. 16.05: Schallplatten. 16.25: Wie Warschau. 19.00: Das Polen Kasimirs des Großen. 19.15: Schallplatten und Mitteilungen. 19.30: Wie Warschau.

Warschau.

Sonntag, den 4. Juni. 10.15: Programm. 10.25: Gottesdienst aus Thorn. 12.15: Plauderei. 12.30: Uebertragung vom Sängerbundesfest in Thorn. 14.00: Für Landwirte. 14.20: Orchester- und Gesangskonzert. 14.40: Für Landwirte. 15.05: Orchester- und Gesangskonzert. 16.00: Kinderfunk. 16.25: Schallplatten. 16.45: Plauderei. 17.00: Leichte Musik. 18.00: Uebertragung aus Thorn. 19.00: Allerlei. 19.25: Hörspiele. 20.00: Orchester- und Gesangskonzert. 22.00: Tanzmusik. 22.55: Mitteilungen. 23.00: Tanzmusik.

Montag, den 5. Juni. 10.25: Programm. 10.30: Gottesdienst aus Thorn. 12.15: Schallplatten. 14.00: Für Landwirte. 14.20: Chorgesang. 14.40: Für Landwirte. 15.00: Schallplatten. 16.00: Kinderfunk. 16.25: Schallplatten. 17.00: Gesangs- und Klavierkonzert. 18.00: Chorgesang aus der Kathedrale in Thorn. 19.00: Allerlei. 19.25: Hörspiel. 20.00: Leichte Musik. 22.00: Technischer Briefkasten. 22.15: Tanzmusik. 22.55: Mitteilungen. 23.00: Tanzmusik.

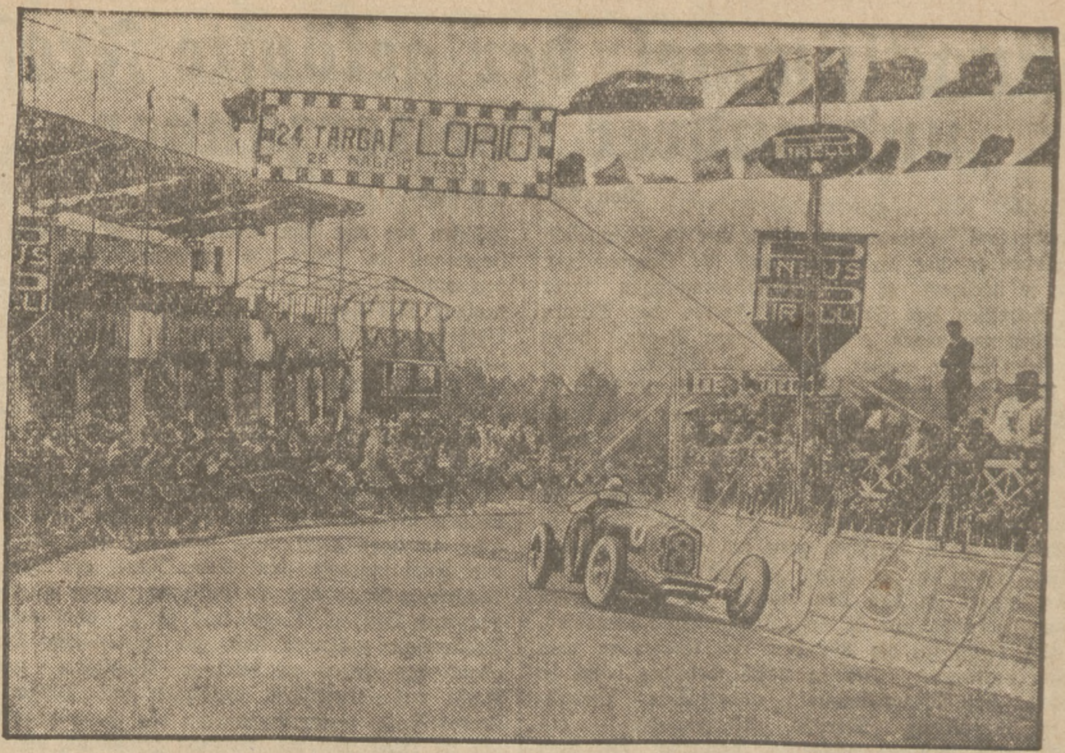
Dienstag, den 6. Juni. 11.40: Nachrichten. 12.10: Schallplatten. 13.20: Wetter. 15.10: Mitteilungen. 15.35: Bücherfunk. 15.50: Schallplatten. 16.25: Lehrerfunk. 16.40: Vortrag. 17.00: Schwedische Musik. 18.00: Leichte Musik. 19.00: Allerlei. 19.20: Für Landwirte. 19.30: Ueber Musik. 19.45: Nachrichten. 20.00: Einführung. 20.10: „Chopin". Oper von Orefice, aus dem Großen Theater. In den Pausen: Nachrichten. 22.55: Mitteilungen. 23.00: Tanzmusik.

Breslau und Gleiwitz.

Sonntag, den 4. Juni. 6.30: Turmblasen und Hörbericht aus Striegau. 7.15: Morgen-Konzert des Deutschen Chores und des Gau-Sinfonie-Orchesters. 9.00: Leitworte der Woche. 9.10: Die Stimme des Waldes. Vortrag. 5.55: Glockengeläut. 10.00: Evangelische Morgen-Feier. 11.00: Peter Dörfler liest aus eigenen Werken. 11.30: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten. 12.00: Für Gleiwitz: Mittag-Konzert der Stahlhelmkapelle Oppeln. In einer Pause: 12.50: Das schöne Carlsruhe. Ein Hörbericht aus O.-S. 12.00: Für Breslau: Standmusik der Standarten-Kapelle der niederschlesischen SA. In einer Pause: 12.50: Braune Pfingsten in Liegnitz. Vortrag. 2.00: Nachrichten. 2.10: Schachfunk. 3.00: Posaunen-Chöre. 3.30: Kinder-Funk. 4.00: Novellen von Paul Ernst. 4.30: Nachmittag-Konzert. 5.50: Pfingsten im Lied der Zeiten. 6.30: Volkskunst-Stunde der Ekkehardspiele e. V. 7.30: Wetter. Dreißig Minuten Lachen. 8.00: Konzert der Schlesischen Philharmonie. 8.50: Nachrichten. 9.00: Aus Operetten. Konzert der Schlesischen Philharmonie. 10.00: Wetter, Nachrichten, Sport. 10.20: Schlesische Sender. 10.30: Mitteldeutsche Sender. 10.40: Norddeutsche Sender. 10.45: Deutschland-Sender. 11.00: Unterhaltungs-Konzert der Kapelle Hansheinrich Dransmann. Als Einlage: 11.10: Weltpolitischer Bericht. 11.15: Als Einlage: Hörbericht vom Bergring-Rennen, Teterow.

Montag, den 5. Juni. 7.00: Morgen-Konzert. 9.55: Glockengeläut. 10.00: Katholische Morgen-Feier. 11.00: Gottes Erde. Von Knut Hamsun. 11.30: Pfingstkantate. 12.00: Mittag-Konzert des Breslauer Funk-Orchesters. 2.00: Nachrichten 3.00: Hörbericht von der Tagung des V. D. A. in Passau. 3.45: Wetterperioden und langfristige Wettervorhersage. 4.00: Kurkonzert des Orchesters der Schlesischen Philharmonie. 6.00: Lieder. 6.30: Wetter. Der Zeitdienst berichtet. Sportereignisse der Feiertage. 7.00: Pfingstausflügler kehren heim. Ein Staffelhörbericht. 8.00: Deutsches Volksliederspiel. 9.00: Nachrichten. 9.10: Musikalisches Allerlei. In einer Pause: 10.15: Wetter, Nachrichten, Sport. Anschließend: (Ostmarken-Rundfunk 10.40, Schlesischer Sender 11.00): Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.

Dienstag, den 6. Juni. 6.00: Gymnastik: Willy Driske. 6.20: Morgen-Konzert des Schlesischen Sinfonie-Orchesters. In einer Pause: 7.00: Zeit, Wetter, Nachrichten, Programm. 8.00: Wetter. Gymnastik für Hausfrauen. 11.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Wasserstände. 11.45: Die verwandelte Kartoffel. Vortrag. 12.00: Mittag-Konzert des Kleinen Königsberger Funk-Orchesters. 1.00: Zeit, Wetter, Nachrichten, Börse, Schiffahrtsbericht. 1.15: Bunte Schallplatten. 2.15: Schallplatten und Reklame. 3.40: Kinder-Stunde. 4.10: Paul-Mittmann-Konzert. 5.00: Das Buch des Tages. Von Potsdam zum Tag der Arbeit. 5.15: Landwirtschafts-Preise. Unterhaltungs-Konzert der Breslauer Funk-Kapelle. 6.00: Für Gleiwitz: Oberschlesische Keramik. Vortrag. 6.25: Der Zeitdienst berichtet. 6.50: Wetter, Nachrichten, Schlachtviehmarkt. 7.00: Stunde der Nation. 8.00: Kernspruch. Tageszeiten der Liebe. Schauspiel Vom Deutschland-Sender. 9.00: Abend-Musik. Gespielt von der Breslauer Funk-Kapelle. 10.00: Wetter, Nachrichten, Sport. 10.20: Politische Zeitungsschau. 10.40: Neuregelung des Provinz-Theaters. Vortrag. 11.00: Wasserfahrt von Breslau nach Stettin. Zweiter Vortrag. 11.15: Abendmusik am Schweriner See.



Am Ziel des Taga-Froria-Rennens

Brivio-Italien auf Alfa Romeo fährt als erster durch das Ziel des traditionellen Targa-Florio-Rennens, das alljährlich auf Sizilien ausgetragen wird.

Versammlungskalender

D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt.

Königshütte. (Mitgliederversammlung.) Am Freitag, den 9. Juni, abends 7½ Uhr, findet im Büfettzimmer des Volkshauses eine Mitgliederversammlung der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei und der Arbeiterwohlfahrt statt. Als Referent erscheint Sejmabgeordneter Genosse Kowoll. Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben. Um vollzähliges und pünktliches Erscheinen wird gebeten.

Wochenplan der D. S. J. P. Katowice.

Sonntag, den 4. Juni: Fahrt nach Nowe-Bierun. Treffpunkt am Sonnabend, abends um ½8 Uhr, in Zentralhotel.

D. S. J. P. Nowawies.

Am Mittwoch, den 7. Juni, Monatsversammlung.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Am Sonnabend, den 3. Juni, abends um 7 Uhr, findet im Metallarbeiterbüro eine Vorstandssitzung statt. Die Verbandsmitglieder werden ersucht, der dringlichen Tagesordnung wegen, pünktlich zu erscheinen.

Kattowitz. (T. V. „Die Naturfreunde".) Am Sonntag, den 4. und Montag, den 5. Juni, findet eine Tour nach Krzeszowice statt. Der Fahrpreis hin und zurück beträgt 3.40 Zloty. Treffpunkt Sonntag, früh ½5 Uhr, am Bahnhof dritter Klasse. Außerdem findet eine Tour durch die Plesser Oberforsten statt. Fahrpreis, hin und zurück, beträgt 2 Zloty. Treffpunkt Sonntag früh ½5 Uhr, Bahnhof dritter Klasse. Der Fahrpreisermäßigung wegen ist Pünktlichkeit erforderlich. Rücksicht auf Verspätete wird nicht genommen, da die Erledigung der verbilligten Fahrkarten mindestens 20 Minuten erfordert.

Schriftleitung: Johann Kowoll; für den gesamten Inhalt u. Inserate verantwortlich: J. V.: Reinhard Mai, Katowice. Verlag „Vita" Sp. z ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.